

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

I.

1876/77.

Heinrich Friedjung: Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit. Wien, 1876.

Bei dem Höhepunkte, welchen die geschichtlichen Studien in unseren Tagen erreicht haben, darf man von jedem Historiker mit Recht drei Dinge verlangen, nämlich vorerst den kritischen Sinn, sodann Auffassung und Urtheil und endlich die gefällige Form der Darstellung. Die vorliegende Arbeit entspricht wohl nicht ganz den genannten Erfordernissen. Ich vermag mich weder mit der formellen Behandlung des schönen Stoffes überhaupt befreunden, noch mit der Zerreißung desselben in eine Reihe von Bildern, die in der losesten Weise mit einander verknüpft sind. Wie es mit des Verfassers kritischem Sinn bestellt ist, davon werden wir am Schlusse dieser Recension einen Beleg bringen. Bekannte Dinge, Fragen, die seit langer Zeit schon abgethan sind, werden dann in breiter Weise vom Neuen durchgearbeitet, ohne daß irgend ein neues annehmbares Resultat zu Tage träte. Wir können diese allgemeine Bemerkung sofort durch einen oder den anderen concreten Fall erörtern.

Unter den Geschichtschreibern Deutschlands im 14. Jahrhunderte hat sich in unseren Tagen kein zweiter einer so eingehenden Behandlung zu erfreuen, als Peter von Zittau; ich erinnere an Männer wie Peschek, Meinert und Palacky, die sich mit diesem Schriftsteller beschäftigt haben; eine schöne Studie Stögmans hat ihn mit einem ebenso hervorragenden Zeitgenossen, mit Johann von Victring in eine Parallele gestellt. Auf die politische Stellung Peters hat Heide mann aufmerksam gemacht, indeß Lorenz auch die äußere Beglaubigung seines Werkes in Betracht zog. Ich darf auch meine Studien über diesen Gegenstand nennen, durch die der Nachweis geliefert ward, daß die Königsaalers Chronik weder nach ihrem Inhalte noch nach ihren Verfassern ein einheitliches Werk ist. Nach dem Inhalte gliedert sich dieselbe in die *Annales Aulæ regiae*, welche ich auch (vgl. Mittheilungen, XIV. 305) in den *Annales Bohemiae brevissimi* und im deutschen Dalimil wiedergefunden habe, dann in die Legende vom König Wenzel, dem Begründer von Königsaal, und endlich in die Memoiren Peters von Zittau. Von Verfassern sind zwei zu nennen: Otto von Thüringen und Peter von Königsaal. Der letztere hat indeß seine bildende Hand an das Werk Ottos gelegt und dasselbe, das durchaus prosaisch gehalten war, mit schönen Versen geziert. Dies der Stand der Kritik in Bezug auf die Königsaalers Geschichtsquellen. Der Verfasser hat nun — man sieht den Zweck nicht ein — den ganzen kritischen Apparat abermals in die Discussion gezogen, doch nicht ohne bedeutende Fehler. Die *Annales Aulæ regiae* sind ihm ganz unbekannt geblieben. Von Otto sagt er, daß ihm auch die Leoninischen Verse angehören, welche in sein Werk eingestreut sind, „da sie vollständig in den Text verwebt sind, oft selbst den angefangenen Satz poetisch fortführen.“ Eine

solche Behauptung hat nicht einmal Dobner aufgestellt, der sich im vorigen Jahrhundert zuerst mit der gesammten Königsaalcr Chronik beschäftigt hat, vielleicht hat er es schon deswegen nicht gethan, weil es ihm mit Recht als eine Absurdität erschien, zwei Männern eines Klosters dieselbe Gewandtheit in Reim und Vers zuzuschreiben. Das Unhaltbare dieser Behauptung wird aus den Ausführungen des Herrn Friedjung selbst hervorgehen, der das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen will. In den Versen Peters, welche Herr Friedjung dem Otto vindicirt, findet sich auch eine Aufzählung der ersten Königsaalcr Mönche. Unter diesen wird auch Otto genannt:

Quod sis homo mundus tecum surgatque secundus
Theodericus, procedat et Otto pudicus.

Wenn wir also mit Herrn Friedjung annehmen, daß diese Verse von Otto herrühren, so nennt sich Otto selbst den Schamhaften. Aber sieht denn der Verf. nicht sofort ein, daß gerade dieser Beiname dem Otto nur von einem Andern gegeben sein kann, sich selbst den Schamhaften zu nennen, dazu würde doch eine gewisse Unverschämtheit oder — Dummheit gehören. Warum, fragen wir, nennt sich denn Otto den Schamhaften? Weil er, sagt Friedjung, diesmal ¹⁾ selbst in der Erzählung hervortreten muß. Ja dann ist er ja eben nicht mehr schamhaft, denn er hätte ja dann überhaupt nicht hervortreten dürfen. Wir sehen so in diesem Beweis des Verf. den Beleg für die Richtigkeit des Gegentheils. Da aber Herr Friedjung schon diese Verse citirte, so werden wir gut thun, etwas länger bei denselben zu verweilen. Unter den Mönchen, die da genannt werden, tritt vor Allem Konrad hervor, der erste Abt dieses Klosters:

Virtutum flore subito comitante priore
Conrado Christi. . . .

Also Konrad wird genannt. Sehen wir weiter. In der folgenden prosaischen Darstellung heißt es dann: *Nec inconsulte praetermittendum arbitror, quod quidam monachus Cunradus nomine de monasterio Waltassensi ipsi capitulo cum abbate suo interfuit, qui de patrum praesentium consilio surgens cum ceteris monachorum emittendorum consortio similiter iunctus fuit.* Ich glaube nicht übergehen zu sollen, daß ein gewisser Konrad etc.... Doch wie? Ist nicht Konrad schon oben in den Versen genannt? Was soll also der Ausdruck *monachus quidam*? Und weshalb wird er nochmals genannt, da er doch schon einige Zeilen weiter oben seinen Platz gefunden? Die Erklärung dafür ist einfach genug. Otto hatte von den ersten der Königsaalcr Mönche keinen aufgezeichnet bis auf Konrad den nachherigen Abt, diesen glaubte er nicht übergehen zu sollen. Peter fand jedoch später, daß es gut sei, auch die Namen der übrigen Mönche der Nachwelt aufzubewahren und fügte seine Verse an ungehöriger Stelle vor *Nec praetermittendum* ein, so daß dieselbe in der jetzigen Gestalt keinen Sinn gibt. Aber gehen wir weiter. Wenn die Verse in den ersten 51 Kapiteln von Otto herrühren, warum thut Herr Friedjung nichts dazu, um den Unstun aufzuklären, der sich in einzelnen Kapiteln befindet und den also der Abt Otto niedergeschrieben hat. Heben wir als Beispiel im 4. Kapitel die Stelle heraus:

Ante suum vultum nunquam pertransit inultum
Crimen prolatum. Sic se cunctis bene gratum
Reddit cui libet quod suum erat reddere.

So wird doch Otto nicht schreiben, wenn er der Verfasser des Prosatextes und der Verse ist. Die Letzteren sind vielmehr erst später an das Wort *Reddit* angelehnt worden. Doch ich übergehe weitere Beispiele, um die Leser der Mittheilungen nicht zu ermüden.

Wenn man die Verkunst Peters etwas genauer und mit kritischem Sinne betrachtet, so wird man zugestehen müssen, daß es selten Jemanden gegeben, dem Vers und Reim in so üppiger Fülle zu Gebote gestanden. Von einem solchen Manne wird man schwer behaupten können, daß er um einen Reim zu seinem Nachbarn betteln geht. Und doch hat Peter, wenn

¹⁾ Uebrigens falsch, er tritt als Schreiber öfter hervor.

Otto der Verfasser der Verse in den genannten Kapiteln ist, sich als Lönedieb (sit venia verbo) erwiesen. Ich will aus zahlreichen Belegen nur zwei Beispiele anführen.

Königsaalcr Gesch.-Quellen pag. 40: Des sibi solamen, devota cohors canat Amen. pag. 79. Praestet solamen gens cuncta respondeat Amen. Diese beiden Verse würden Otto angehören. Die folgenden aber dem Peter: pag. 156. Det sibi solamen, homo dicat quilibet Amen. pag. 195. Det tibi solamen, patri requiem Jesus Amen. pag. 408. Det sibi solamen, homo dicat quilibet Amen. pag. 416. Da sibi solamen, nos dicamus simul Amen. Vrgl. noch pag. 428, 577. Pag. 69: Vultu formosa Guta nobilis et generosa | Hoc nomen de re de iure meretur habere. pag. 158: bona Guta | Nomen habens a re

In Bezug auf weitere Beispiele verweise ich auf meine oben erwähnten Studien. Man sieht, daß die Behauptung des Herrn Friedjung unhaltbar ist. So viel über den Auhheil Ottos an den Königsaalcr Geschichtsquellen. — Über Peter von Zittau haben wir keine neuen Gedanken gefunden. Die Darstellung bewegt sich auch hier in alten Geleisen. Wir finden Beweise wieder, die wir schon an anderen Orten gelesen. So sind zum Beispiel die Quellen Peters von Zittau im Einzelnen zuerst von dem Referenten nachgewiesen worden; Herr Friedjung ist ihm auf dies Gebiet gefolgt, ohne jedoch Neues zu finden. Nicht anders verhält es sich mit der Selbstbiographie Karl IV. Es finden sich hier Behauptungen, die wohl sonderbar erscheinen. Der erste Sohn Karls war Wenzel, geboren im J. 1350. Schon im folgenden Jahre starb das Kind dahin. Diesem Kinde soll nach des Verfassers Behauptung Karl seine Selbstbiographie zugeeignet haben! Ein Kind von anderthalb Jahren und diese Widmung! Die Widmung lautet: *Secundis sedentibus in thronis meis binis* Sind hier nicht mehrere angesprochen? Nein, denn Hr. Friedjung erklärt: „Karl spricht seinen Sohn in der Mehrzahl an. Es ist das im Mittelalter Regel. Ich weise, sagt er weiter, dabei auf die Stelle in Petrarca's Briefen (Ep. rer. senil. XV. 1.) hin, wo sich dieser das Verdienst zuschreibt, das einfachere Du wieder eingeführt zu haben.“ Nun gut. Wenn Petrarca das einfachere Du wieder eingeführt hat, so wird doch niemand anders das einfachere Du zuerst gebrauchen als Petrarca's begeisterter Freund der Kaiser; wird er dann nicht schreiben: *Secundo sedenti in thronis meis binis Cum autem regnabis te obsecro cave?* Doch gesetzt er wendet den Plural an, indem er da den Einzelnen anspricht, wird man dann nach der Etikette des Mittelalters nicht auf den Plural der ersten Person erwarten: *Secundis sedentibus in thronis nostris binis obsecramus?*

Doch die Frage, ob die Adresse an einen oder an mehrere gerichtet ist, thut zur Sache wenig; daß, wenn mehrere gemeint sind, nicht zwei zu verstehen sind, habe ich an anderem Orte bewiesen.²⁾ Ich habe schon damals in einer Note darauf hingewiesen, daß man unter den *Secundis* Nachfolger überhaupt zu verstehen hat, also: *Successoribus sedentibus in thronis meis binis* und damit mag sich die Frage erledigen. Ein anderes aber ist die Geschichte mit dem Kind in der Wiege. Was versteht Herr Friedjung unter den zwei Thronen? — er meint den böhmischen und den deutschen. Nun hat Karl den ersteren seinem Sohn Wenzel (nicht dem obigen, sondern dem 1361 geborenen Wenzel) allerdings rasch schon am 15. Juni 1363 zugeeignet. Wie steht es aber mit dem deutschen? Konnte oder vielmehr durfte der Kaiser denselben so einfach und frei von Hindernissen seinen Nachkommen als Erbe zuweisen? Hier liegt die Linie, über welche Herr Friedjung nicht hinküber kam. Der Kaiser kann doch die Widmung: *Meinem Nachfolger, welcher auf dem deutschen Throne sitzt*, nicht schreiben, wenn er nicht gewiß ist, daß sein Sohn denselben auch bekümmt. Und so gewiß war das nicht. Erinnern wir an gewisse Bestimmungen der goldenen Bulle. Erinnern wir daran, daß seit mehr als hundert Jahren in deutschen Landen der Sohn nicht mehr dem Vater gefolgt war. Wenn nun Hr. Friedjung die Reichs-

2) Studien zu böhmischen Geschichtsquellen im Archiv f. öst. Geschichte LIII.

tagsacten zur Hand nimmt und daselbst findet, daß die letzten Schwierigkeiten wegen der Nachfolge erst i. J. 1376 beseitigt sind, wann kann damals die Widmung geschrieben sein? Und an wen? 1376 wird die Krönung vollzogen. Wenn nun schon die Widmung pädagogische Zwecke verfolgen soll, hat sie einen schöneren, als wenn der junge König in der vita des Vaters auf jedem Blatte lesen kann: Nun lerne auch du, wie man in schwierigeren Lagen durch Klugheit und durch Tapferkeit sich helfen kann. 1376 nehme ich also als das Jahr an, in dem die Widmung entstanden. Ich habe nun an anderem Orte behauptet, Benesch († 1375), der sonst so wortgetreu die vita Karoli abgeschrieben, habe die Widmung nicht aufgenommen, weil sie zur Zeit seines Todes noch nicht vorhanden war; ich habe das damals geschlossen aus der Charakteranlage des Benesch, der psychologische Schluß erhält also durch die obige Erörterung vollends seine Bestätigung. Wie man sieht, zertrieben Herrn Friedjung's Ausführungen an der Hand geschichtlicher Daten wie Spreu vor dem Wind. Ebenso haltlos ist, was er über die Schlußberichte der vita sagt, von denen ich nachgewiesen, daß sie nicht von Karl herrühren, aber an der Hand seiner Tagebücher abgefaßt sind. Ich unterlasse es nochmals die Gründe für meine Behauptungen anzuführen, sie sind durch keinen Gegengrund des Verf. erschüttert worden. Wie vag indeß die Darstellung desselben auch in diesem Theile ist, beweist folgender Satz: „Oder macht es einen Unterschied, ob Karl diese Worte selbst schrieb, oder sein offizieller Vertreter sie aussprach?“ Ja wohl, das macht einen sehr bedeutenden Unterschied; die Chronik des Benesch gilt und galt auch im 14. Jahrhunderte als die Chronik des Benesch und die Selbstbiographie Karls als das, was sie ist, und wenn man in Baiern kaum erfuhr, was Benesch über das bairische Haus schrieb oder die Ahsel darüber zuckte, so konnte man ein hartes Urtheil aus Karls Feder gewiß nicht gleichgültig hinnehmen. Für die Ausdrücke: Vertreter, offiziell, offiziös, halb-offiziös, Dementi u. hat das 14. Jahrhundert noch ein verhältnißmäßig geringes Verständnis. — Ueber Benesch von Weitmühl ist, so weit ich sehe, nichts Neues beigebracht worden; der Quellenachweis, der das einzige wäre, das in Betracht käme, ist gleichfalls in einer Abhandlung des Referenten vollständiger angegeben. Nicht viel anders verhält es sich mit dem, was über die legendäre Thätigkeit in Böhmen während des 14. Jahrhunderts gesagt ist. Was endlich den angeblichen Notar Otto anbelangt, so ist Herr Friedjung auch hier nicht weiter gekommen als der Referent, der behauptete: Die Existenz Ottos ist eine problematische, sie scheint (nicht ist) eine Fiction . . . Denn ganz genau läßt sich der Sachverhalt aus dem geringen Material das uns zu Gebote steht, nicht entscheiden. Im Uebrigen muß ich bemerken, daß ich die Negation der Existenz Ottos nicht bloß aus inhaltlichen, sondern auch aus formellen Gründen nachzuweisen suchte, und die Persönlichkeit des Notars Otto nicht bloß mit Benesch, sondern auch mit Otto von Thüringen in Zusammenhang gebracht habe. — Als einen Fehler, der alle Theile der vorliegenden Arbeit betrifft, habe ich noch hervorzuheben, daß der Verf. nur zu oft den festen Boden der Thatsachen aus den Augen und seiner Phantasie freie Zügel schießen läßt. Es ist oben von dem Tagebuche Karls gesprochen worden. Daß ein solches existirte, ist unzweifelhaft; aber Herr Friedjung weiß mehr, er erzählt uns genau, wie dasselbe ausgesehen, für welche Jahre es viel, für welche es wenig enthalten habe u. dgl. mehr. Solche Behauptungen sind eben Phantasiegebilde. Seine Tagebücher werden nicht viel anders ausgesehen haben, als die anderer Leute, sie enthielten das Datum und die Ereignisse in Schlagworten. An einer anderen Stelle weiß Herr Friedjung wieder, wie Karl nach seiner Ankunft in Böhmen sich mit dem treuen Freunde seiner verstorbenen Mutter, mit Peter von Zittau, berathschlagt; wir würden ihm raten, sich den Charakter Peters etwas zurecht zu legen. Ich habe an anderem Orte von der Eitelkeit Peters gesprochen; wenn sich etwas in seiner Anwesenheit ereignet, vergißt er niemals darauf hinzuweisen, mit Ostentation erzählt er, wenn ihn Jemand von den Großen der Erde eines Gesprächs würdigt. Wenn Hr. Friedjung die Königsaal'schen Geschichtsquellen zu Rate zieht, so mag er solche Fälle zu Dutzenden finden, wie würde Peter es rühmend hervorgehoben haben, wenn Karl sich wirklich in weitläufige Discussionen mit dem Abte eingelassen hätte! Der Behauptung des Verfassers fehlt demnach die äußere sowohl als auch die innere Beglaubigung.

Aber der Verfasser verfällt noch in einen andern Uebelstand, er folgert aus mancher Thatsache zu viel. So folgert er aus den Stellen:

Peter	Vita Karoli	Franz
Quadruplex ipse scit lingua- gium Gallicum, Lombardicum, Teutonicum et Latinum non solum Boemicum sed Gallicum, Lombardicum, Theu- tunicum et Latinum	eben so wie die vita, —

daß Karl aus Peter oder aus Franz geschöpft habe. Wie absurd! Karl wird doch selbst gewußt haben, welche Sprachen er selbst bei seiner Rückkehr nach Böhmen gesprochen habe. Das braucht er doch wahrlich nirgends abzuschreiben, so wenig wie Peter und Franz von ihm, denn man wußte doch in Prag ganz genau, welche Sprachen dem Prinzen geläufig seien. Auf eine derartige Uebereinstimmung ist ebensowenig zu geben, wie auf eine andere, welche Friedjung etwas weiter unten anführt, daß König Johann, als er in Trient gewieft, den Tod der Königin erfahren. Das könnte auch ein Chronist von Salzburg oder Admont wissen, ohne daß man sagen könnte, sie ständen mit der vita Karoli in irgend einem Zusammenhang.

Auch die Daten über die Kanzlei Karls sind nicht vollständig, es sind dem Verfasser Namen entgangen, deren Kenntnis er sich leicht hätte verschaffen können. — Die Angabe der Fehler ist mit dem Vorliegenden noch keineswegs erschöpft, aber der Referent erlaubt sich aus den zahlreichen Mängeln nur noch einen herauszuheben, welcher herben Tadel verdient. Herr Friedjung gibt seinem Buche einige Beilagen. Wie sieht es mit der Correctheit derselben aus? Es finden sich nun z. B. in Nr. VII. in circa 40 Zeilen nicht weniger als 18 Fehler; ich hebe davon die wichtigsten heraus: statt nostrum lies *nostram*; inficiuntur — inficiunt; abducuntur — abducunt; fraudulenta — fraudulenter; labore — labe; commisionis — *conversacionis*; status condicionis fuerunt — status **et** condicionis fuerint; prodeant — *prohent*; — culpa delatoris volentis — *culpe delatorum volencium*; decreto — *de cetero*. Zum Uebersusse fehlt in diesem Briefe eine ganze Zeile.

Ähnliche Fehler finden sich auch in Nr. III und V. Solche Dinge richten sich selbst, mag dann ein Autor immerhin mit der Entschuldigung kommen, er habe eine endgiltige Vergleichung aus diesen oder anderen Gründen nicht mehr machen können; eine solche Entschuldigung rechtfertigt den fehlerhaften Abdruck nie und nimmer. Aber man möchte zweifeln, daß eine nochmalige Vergleichung der Handschrift einen correcteren Text geboten hätte, denn der Verfasser lieft nicht bloß alte Handschriften fehlerhaft, sondern auch moderne durch die kais. Akademie der Wissenschaften publicirte Schriften. So behauptet er an einer Stelle in Bezug auf einen Punkt, ich befände mich mit ihm in Uebereinstimmung. Ich weise diese Behauptung zurück. Denn man vergleiche:

Friedjung pag. 246.

Ich habe bereits oben pag. 71 bis 75 dasjenige zusammengestellt, was dafür spricht, daß die zweite Fassung der Biographie seinem Sohne Wenzel 1350 oder 1851 gewidmet sei.

Loserth

spricht nichts von der zweiten Fassung, von der Widmung an den ersten Wenzel, sondern sagt, die Selbstbiographie des Kaisers mit Ausnahme der Widmung und des Schlusses sind um die Zeit des ersten Römerzuges niedergeschrieben worden.

Die äußere Ausstattung ist hübsch. Druckfehler finden sich nicht selten. Doch genug. Es ist klar, daß ein gutes Werk betitelt: „Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit,“ so notwendig es wäre, bis auf den hentigen Tag noch nicht geschrieben ist.

Ezernowitz, den 22. April 1876.

F. Loserth.

Dr. Adolf Bachmann: Ein Jahr böhmischer Geschichte. Georgs von Podiebrad Wahl, Krönung und Anerkennung. Aus dem 54. Bd. des Archivs für österr. Geschichte besonders abgedruckt.

Dem Kenner der Programmenliteratur werden etliche Teile der vorliegenden Abhandlung nicht unbekannt sein, sie wurden in dem 2. und 3. Jahresberichte des deutschen Staats-Realgymnasiums in Prag für 1873/4 und 1874/5 gedruckt und finden sich in der jetzt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien mitgetheilten Publication von S. 23—63 und 88—103 wieder. Daß die Akademie der Arbeit, ob schon mehr denn ein Drittel bekannt war, derselben dennoch die Aufnahme in ihren Schriften zuerkannte, dafür sind wir ihr zu Dank verpflichtet. Denn abgesehen davon, daß die in den Jahresberichten der Mittelschulen befindlichen Aufsätze dem fast unvermeidlichen Lose verfallen, in den Programmensammlungen der Gymnasien und Realschulen eingesargt einer ungestörten Ruhe zu pflegen, während die Publicationen tüchtiger Abhandlungen, in den Schriften wissenschaftlicher Vereine oder in Fachblättern veröffentlicht, der Aufmerksamkeit der gelehrten Welt kaum entgehen werden, gelangen die bereits publicirten Bruchstücke, wie der Verf. richtig bemerkt, erst im Zusammenhange mit den andern Teilen der Abhandlung zur vollen Geltung, und mit Recht hat die historische Commission der Akademie aus diesem Grunde und „in Anbetracht des geschichtlichen Wertes, welcher auch dem noch nicht publicirten Teile der vorliegenden Abhandlung zuerkannt werden wird, deren vollständige Aufnahme in das Archiv beschloffen.“

Gestützt auf eine genaue Kenntnis der diese Zeit berührenden Monographien hat der Verf. mit Benützung der von Dr. Kürschner veröffentlichten Correspondenz Sobts von Einsiedel mit Eger, der urkundlichen Beiträge zur Geschichte Böhmens und des Archiv český von Palachy, der diesen Zeitraum berührenden Bände der *Scriptores rerum Silesicarum*, der *Vetera monumenta historica Hungarum sacram illustrantia* von Theiner, wichtiger in den *Variae memorabiles epistolae* des Codex XIX. G. der Metropolitanbibliothek in Prag befindlichen Aktenstücke und einer Anzahl von bislang ungedruckten, ihm vom Prof. Höfler zur Verfügung gestellten Urkunden eine Arbeit geliefert, welche über die bisherigen Errungenschaften der Geschichtsforschung bezüglich der von ihm behandelten Zeit und des Gegenstandes hinausreicht, die so manche von Palachy und seinen Nachtretern bisher festgehaltene Anschauungen entweder berichtigt oder ganz beseitigt und Podiebrads Pläne so wie seine zu ihrer Durchführung in Anwendung gebrachten Mittel in das richtige Licht setzt.

Seine Abhandlung gliedert Bachmann in sieben Kapitel; das 1. behandelt die Ereignisse in Böhmen, Oesterreich und Ungarn in den letzten Monaten vor dem Tode des Königs Ladislaw und Georgs von Podiebrad Stellung zu seinem Könige, das 2. bespricht die Bewerber um die böhmische Krone nach König Ladislaws Tode, im 3. werden Podiebrads und Wilhelms von Sachsen Bemühungen um die Krone Böhmens dargelegt, im 4. wird uns Georgs Wahl zum Könige von Böhmen geschildert, das 5. erzählt die Ereignisse in Böhmen, in dessen Nebenländern und in Ungarn in der Zeit von König Georgs Wahl bis zu dessen Krönung, das 6. die Verhandlungen mit den ungarischen Bischöfen, des Königs Krönung und seine Anerkennung von Seite des Papstes, und das letzte berichtet über König Georgs Aufenthalt in Mähren und Schlessien, seinen Krieg in Oesterreich, seinen Frieden mit den Habsburgern und seine Anerkennung von Seite des Kaisers Friedrich III. — Der bisher unbekanntenen Einzelheiten über König Georgs Zug in Mähren und Schlessien im Sommer 1458 nicht zu gedenken, geht aus der fleißigen und tüchtigen Arbeit des Verfassers, um wenigstens zwei Punkte hier herauszugreifen, klar hervor, daß Podiebrad den Compactaten und dem Kelche entsagt und sich der römisch-katholischen Kirche unterworfen habe, und daß der Krieg des Königs im Juli 1458 mit Albrecht von Oesterreich keineswegs, wie dies bislang nach Palachys Vorgang der Fall war, als ein von Friedrich III. gegen seinen Bruder veranlaßter Zug angesehen werden dürfe, sondern daß der Kaiser und Albrecht VI., nachdem sie sich versöhnt hatten, dem König Georg gemeinsamen Widerstand geleistet haben.

Kein Historiker, welcher den von Bachmann behandelten Gegenstand von nun an berühren wird, vermag die vorliegende Abhandlung mit Stillschweigen zu übergehen; wir aber hegen die zuversichtliche Erwartung, es werde der Verf. auch ferner seine Aufmerksamkeit der so hoch interessanten Zeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuwenden und uns mit noch mancher tüchtigen Frucht seiner Studien erfreuen.

Dr. G. Biermann.

Ed. Senft: Beiträge zur Geschichte der Herrschaft und Stadt Plan in Böhmen. Plan 1875. Selbstverlag des Verfassers.

Der Verfasser hat sich der verdienstvollen Arbeit unterzogen einen Beitrag zur Geschichte der Herrschaft und der Stadt Plan in Böhmen zu liefern. Dieser „Beitrag“ ist wohl ein allzu bescheidener Titel für eine Arbeit, die kaum mehr umfassender und gewissenhafter angelegt werden konnte. Auch war nur der Verfasser im Stande so allseitig selbst das verlorenste Material zu benutzen und nur eine solche Liebe zur Sache konnte jahrelang die fleißigste Forschung auf ein nicht sehr dankbares Gebiet festschrauben. Wie es bei einer solchen Arbeit selbstverständlich ist, mußte ein fleißiges Studium der Gesamtgeschichte Böhmens vor allem aber der Herrschaften und Gütercomplexe in seiner westlichen Hälfte vorausgehen um einen Rahmen für das Stadtbild zu gewinnen. Es ist ein hochinteressantes Gebiet, dem der Verfasser ein sorgfältiges Studium zugewendet. Wer je in jene Gegenden gekommen, der wundert sich nicht wenig über die höchst barock klingenden Namen von Ortschaften, die in ihrer Bildung auf Umdeutung durch Analogie ins Deutsche schließen lassen. Hier webte sich deutsch und slavisch aufs innigste durcheinander, bis endlich dem ersteren die Herrschaft zufiel. Ein schönes Stück deutsches Culturleben spielt sich hier ab, es zeigt sich eine Zähigkeit in Erhaltung der Nationalität, die leider den Nachgeborenen etwas verloren gegangen zu sein scheint. Nur auf Grundlage solcher Arbeiten wird es möglich den Behauptungen Palacky's mit Erfolg entgegenzutreten, „daß zumal das Landvolk um Primberg, Tachau, Plan, Tepl noch zu Zeiten des Kaisers Wenzel ganz böhmisch gewesen und die Germanisierung der genannten Orte erst durch und seit dem 30jährigen Kriege erfolgte.“ — Erst mit dem Jahre 1219 lichtet sich das historische Dunkel und es tritt der Name einer Ortschaft Plan hervor. Sie wird als villa bezeichnet, 1301 aber als Stadt anfangs zu Tepl, später seit der Mitte des 13. Jahrh. zu Waldsassen gehörig. Mit umfassender Kenntniß und Belesenheit sichtet der Verfasser den verworrenen Stoff dieser Zeit, und wendet besondere Mühe darauf, die Besitzverhältnisse der benachbarten Feudalherren und Klöster klar darzulegen. Mit den Herren von Seeberg, die durch ein volles Jahrhundert im Besitz von Plan erscheinen (1416—1517), treten wir in die Zeit der Hussitenkämpfe, die auch diese Gegenden stark ins Mitleid zogen. Im Jahre 1427 zog das Kreuzheer von Plan gegen Mies, um bei Tachau die große Niederlage zu erleiden. Alsch von Seeberg, einer der hervorragendsten Barone des Königreiches, stand auf hussitischer Seite. Sein Nachkomme Buscho v. Seeberg blieb der Partei Georgs v. Podiebrad treu; dieser bestätigte auch die Privilegien der Stadt Plan (1473). Der Besitz von Plan und der dazu gehörigen Orte gieng 1517 an Stefan Schlic v. Holic u. Elbogen für eine Schuld von 10.500 Sch. Groschen über, ihm folgte, als er in der Schlacht bei Mohacz gefallen war, sein Sohn Moriz, der sich bei der Empörung gegen Ferdinand stark beteiligte; die Stadt wurde lutherisch; nach seinem Tode 1578 bekam Schloß und Herrschaft seine zweite Gemalin, die Stadt aber Christof Freiherr von Koupow, nach dessen Tod sie aber an Morizens Gemalin Barbara wieder zurückfiel. Ihr Sohn von ihrem zweiten Gemal Friedrich Schlic war Graf Kaspar Schlic (1610—1624); die Gegenreformation nach der Schlacht am weißen Berg machte auch Plan wieder katholisch und brachte manche Besitzveränderung mit sich. Graf Heinrich Schlic war katholisch und erfreute sich der besondern Gunst Ferdinands II.; er besaß die Herrschaft von 1624—1650. Mit der Gegenreformation war es im Ganzen rasch gegangen. Viele Söhne der wieder katholisch gewordenen Bürger widmeten sich dem geistlichen Stande, in 100 Jahren wurden an 113 Planer geistlich. Der 30jährige Krieg ließ den Planern den

Kelch der Drangsale gehörig kosten; Freund und Feind wirtschafteten arg. Franz Ernst Schlic mußte die Herrschaft, die 148 Jahre in dem Besitze seiner Ahnen war, verkaufen, damit das Jesuitencollegium in Eger schuldige 30.000 Gulden erhalte. So erhielt die Herrschaft durch Kauf Graf Johann Joachim von Sinzendorf (1665—1688). Nun beginnt eine Periode, die nicht zu den glücklichen Jahren der Stadt gehört. Wer überhaupt einen Einblick in die Willkür adeliger Tyrannen bekommen will, der lese diese Stadtgeschichte, damit ihm ja die Sehnsucht nach den guten alten Zeiten gründlich ausgetrieben werde. Die Vorrechte Einzelner fanden stets mehr Berücksichtigung als die Wohlfahrt des Ganzen, die namentlich durch ungleiche Steuerverteilung, noch mehr aber durch die Unfreiheit der Bürger in den untertänigen Städten, sowie des Bauernstandes litt; besonders lastete die Gerichtsbarkeit des Adels in den meisten Gegenden ein unbeschreiblich hartes Joch auf die Bauern. Die Zustände waren zu dieser Zeit traurig. So war die Planer Schule dem Metzger Johannes Türkes als Vicerektor anvertraut, welcher ein Meister im Austeilen der „*forulae*“ war. Als Johannes Mathes Löw, ohne die obrigkeitliche Bewilligung anzufuchen, sich den Doktorgrad der Medicin erwarb, trat die Gräfin Sinzendorf klagbar gegen ihn auf; ihre ganze Regierung zeigte, wie recht der Jude hatte, der sie eine schöne Frau, aber eine giftige Schlange nannte; der Arme mußte seine Bemerkung theuer büßen. Einer aus dieser gräflichen Familie war Hofkammerpräsident in Wien, der sich durch volle 20 Jahre unrechtmäßig bereicherte, bis er endlich 1680 wegen „üblen Verhaltens“ abgesetzt wurde. Unter Johann Joachim Michael von Sinzendorf (1688—97) wurde alles gethan, um die Planer um den Rest ihrer Rechte und Freiheiten zu bringen, wie dies ganz im Geiste der Zeit lag. Seine Creaturen, der Pfarrer Pentelschmidt und der Burggraf Andreas Dhl, halfen wacker dazu. Klagen halfen nichts. Gut bewährte Kräfte machte die Taktik der Sinzendorfer der Stadt abwendig und zog sie in ihr Interesse. Schuldenlast, Schmälerung der Freiheiten, endlose Proceffe waren für die Stadt das Ende vom Lied. Unter der Gräfin Anna Franziska (1697—1716) als Vormünderin ihres Sohnes Franz Wenzel Michael kehrte der Friede mit den Bürgern wieder. Die vormundschaftliche Regierung der Frau Gräfin Josefa war die Zeit des Franzoseneinfalles, die Herrschaft des Grafen Franz Wenzel Joachim (1744—1792) die des Preußenkrieges. Damals lebte der vortreffliche Dechant Wenzel Schmidt, der ein Vierteljahrhundert lang Seelsorger seiner Vaterstadt war; er ist der verdienstvolle Geschichtschreiber Plans († 1752). Mit Fürst Prosper † 1822 erlosch das Sinzendorfsche Haus im Mannsstamm, und der Besitz kam an den Grafen Johann Rostitz Rhienef.

Die Geschichte eines Dominiums, verbunden mit der Erzählung der Geschichte einer erbuntertänigen Stadt bietet gewiß so manches, das selbst in weitem Kreise auf Interesse Anspruch erheben kann. Insbesondere hat es der Verfasser verstanden in geschickter Weise culturgeschichtliches Material einzuflechten: Schule und Volksbildung, Aberglauben und Hexenwesen, Gerichtsverfahren und Strafen, Soldatenwesen, Handel und Judenthüm, kirchliche und Kunstverhältnisse, Privilegien, Bergbau, Wald, Flur, Teichkultur, alles dieses findet eingehende Beleuchtung in urkundlicher Darstellung; so ist eine Fülle trefflichen Stoffes gut disponiert, aus dem für die Gesamtgeschichte Böhmens manches zu gewinnen ist. Der Verfasser hat es nicht verkannt hervorragende vaterländische Persönlichkeiten im Lichte ihrer Zeit darzustellen und hervorzuheben. Die gründliche Durchforschung des Planer Schloßarchives mit dem Domanikalsach, des Planer Stadtarchives, des Pfarrarchives, der Annales des obengenannten wackeren Dechanten Schmiedt, die Fortsetzung davon durch die Aufzeichnungen Anderer, die Kunstlade lieferten den Stoff. So schließt sich das verdienstvolle Buch des Herrn Verfassers den besten Werken dieser Art an. Viele Jahre fleißiger Arbeit mit einem schwer zu beherrschenden und oft schwer zugänglichem Materiale sind nichts Anlockendes für den Historiker und dennoch müssen solche Arbeiten gemacht werden, um die Bausteine für ein Zukunftswerk zu liefern. An Liebe zur Sache, an ruhiger objektiver Auffassung hat es dem Verfasser nicht gefehlt. Der Bürgerschaft der Stadt Plan aber ist Glück zu wünschen, daß sie ein Buch besitzt, in welchem die Schicksale der vergangenen Jahrhunderte zu einem so lichtvollen und interessanten, und soweit es bei einem

solchen Werke möglich ist, auch wissenschaftlich wertvollem Ausdruck gelangt sind. Ein kurzer Ueberblick der neuen Zeit gibt dem Werk einen würdigen Abschluß; 3 Stammtafelbeilagen und ein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtern den Ueberblick. Dr. L. Chevalier.

Dr. B. Dudík: Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrag des mährischen Landesaus-
schusses dargestellt. VI. 1875 u. VII. Band 1876.

Der gelehrte Verf. hat wieder zwei Bände seiner Geschichte Mährens der Oeffentlichkeit übergeben. Der eine umfaßt die Zeit von 1262 bis in den August 1278, der andere reicht bis 1306; jenem sind zwei Stammtafeln der Přemysliden beigegeben.

Dudík's hohe Verdienste auf dem Gebiete unserer vaterländischen und speciell auf dem der mährischen Geschichte sind satzsam anerkannt, er arbeitet seit etlichen Decennien unermüdet im Dienste der historischen Forschung und der Geschichtschreibung. Sein ihm zur Verfügung stehendes reiches Material hat er den Archiven Mährens u. Böhmens, Oesterreichs und Schlesiens entnommen, sein Sammeleifer führte ihn nach Schweden, Rom, Galizien u. s. f., auch ist ihm kaum eine oder die andere Arbeit neuerer Historiker entgangen, welche die mährische Geschichte berührt. Nachdem Dudík in Abhandlungen und in größeren Werken (ich führe beispielsweise aus dem Jahre 1857 „des Herzogtums Troppau ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren“ an) seine volle Berechtigung als Historiker seines Heimatlandes aufzutreten zur Genüge dargetan hatte, erschien vor sechzehn Jahren der erste Band seines oben genannten Hauptwerkes. Genaue Kenntnis des von ihm geschilderten Landes u. seiner Bewohner, seltene Gründlichkeit und eine maßvolle Kritik zeichnen es vorteilhaft aus. Ich will jedoch nicht verschweigen, daß dem gediegenen Werke ein Gebrechen anhaftet; es ist gar zu weitläufig angelegt, es erzählt nicht selten in ausgedehnter Weise Ereignisse, welche Mähren bloß in zweiter Linie berühren und bezüglich welcher es genügt hätte sie bloß anzudeuten oder in Kürze zu skizziren. Die Folge, daß der geehrte Verf. dies aus dem Auge gelassen hat, ist das Anschwellen des Werkes zu einem höchst bedenklichen Umfange, denn wenn der Zeitraum bis 1306 acht Bände umfassen wird (der achte wird wol die inneren Verhältnisse Mährens bis zum Tode König Wenzels III. bringen), wie viele Bände stehen dann noch vom Ausgang der Přemysliden an in Aussicht? Reicht dazu ein Menschenleben aus, und wenn auch, setzt sich ein so bündereiches Werk nicht der Gefahr aus, von dem größeren Publikum, selbst wenn es Liebe und Neigung der heimathlichen Geschichte entgegenbrächte, bei Seite geschoben und auch von Männern des Faches als bloßes Nachschlagebuch benützt zu werden?

Der VI. Band behandelt die letzten sechzehn Jahre der Regierung des Königs Ottokar II. Bekanntlich ist die Zeit dieses Regenten und seines Gegners, des deutschen Königs Rudolf I., den eingehendsten Forschungen durch ältere und neuere Historiker unterzogen worden; der erste Preis gebührt der zwei Bände umfassenden „deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert“ von Ottokar Lorenz. Seine vorzügliche Arbeit, in musterhafter Weise geschrieben, gibt dem aufmerksamen Leser ein so klares Bild jener Zeit und ihrer auf dem Gebiete der Politik mehr oder minder bedeutenden Persönlichkeiten, schildert Ottokar, den hervorragendsten Regenten aus dem Hause der Přemysliden, seine Stellung zum Papsttum und zum deutschen Reiche so eingehend, legt den unausweichlichen Conflict zwischen ihm und Rudolf so deutlich dar, daß das in jeglicher Beziehung tüchtige Buch trotz alles Mäckelns seinen hohen Wert selbst dann noch behaupten wird, wenn es vielleicht auch einem seiner Nachfolger gelingen sollte den Gegner des deutschen Königs gegen Lorenz' Ansicht als wahren Ausbund von Feldherrngenie zu zeichnen. Dudík schließt sich den Ergebnissen der Forschungen seines Vorgängers mehrfach an, dessenungeachtet trägt sein Ottokar ein in mancher Beziehung abweichendes Gepräge. Es ist hier nicht

der Ort und würde mich von meiner Aufgabe viel zu weit ablenken, wenn ich nachweisen wollte, welcher von den beiden Historikern den Kern der Ottokar'schen Politik mehr offen gelegt und den gewaltigen Böhmenkönig schärfer gezeichnet habe, ich kann jedoch nicht umhin einige wenige Punkte anzudeuten, bezüglich welcher ich mit Dudik nicht übereinzustimmen vermag. Bekanntlich knüpfen die Cont. Cosmae a. a. 1272 (Mon. Germ. IX. 189) an die Anwesenheit des Kurfürsten Engelbert von Köln „eine Reihe echt tschechischer Aberglauben, die an sich schon unwahrscheinlich genug, auch bessern Nachrichten widersprechen.“ (Lorenz I. 419.) Schon Lambacher (österreich. Interregnum S. 113) hat des Chronisten Angabe, daß dem Böhmenkönig die deutsche Krone angetragen worden sei, in Zweifel gezogen; trotzdem läßt sie Dudik (S. 97) nicht nur zur Sprache kommen, sondern es gilt ihm als erwiesen, daß sie von Dtakar ausgeschlagen worden sei, denn der König „beschenkte reichlich die Abgeordneten und entließ sie dankend in die Heimat. Diese schwiegen in der Öffentlichkeit über den Erfolg ihrer Sendung, um nicht offen kund zu geben, daß ihre Krone jeglichen Wert verloren habe.“ Gegen diese Auffassung sprechen so gewichtige Gründe, daß man sich fast verwundern muß, wie jenes von den Fortsetzern des Cosmas ausgeheckte Märchen von Dudik nicht aufgegeben werden konnte; hat vielleicht hier auf den geehrten Verf., welcher doch sonst seine Selbstständigkeit zur Genüge wahr, Palach's Autorität eingewirkt?

Wenn S. 151 der Vf. meint: „Ein Dtakar neben Rudolf hätte Europa beherrscht, ein Dtakar wider Rudolf mußte ein Marchfeld schaffen,“ so wird dagegen die Einwendung gestattet sein, daß ein seiner Stellung sich bewußtes Oberhaupt des deutschen Reiches nimmer einen böhmischen Fürsten neben sich zu dulden vermochte, der im Besitze umfangreicher erledigter Reichslehen und mit Hilfe derselben einen Staat errichtet hatte, welcher sich vom Reiche unfehlbar getrennt hätte und für dieses eine permanente Gefahr geworden wäre; ein Richard gewiß, ein Rudolf jedoch, der von den Kurfürsten einstimmig zum König gewählt worden war und von der öffentlichen Meinung getragen wurde, die sich vornämlich im Bürgerstande geltend machte, ein Rudolf hätte nimmermehr „Anstand genommen, von ihm (Dtakar) das bereits Besessene zurück zu verlangen.“ (S. 301.) Des böhmischen Königs Regierung, meint (S. 300) der Vf., war eine glückliche, „so lange sie traditionell blieb, d. h. so lange sie Hand in Hand mit dem apostolischen Stuhle ging.“ Dagegen ist zu erinnern, daß nicht er, sondern die Curie diesen Boden verlassen hat; die päpstliche Politik ist es, welche „auf einmal vom König Dtakar abschwenkt.“ (S. 123.) Nicht die Weigerung die Kaiserkrone anzunehmen, welche ihm gewiß nicht angeboten worden ist, sondern vielmehr, wie Dudik ja S. 124 selbst zugesteht, die Einsicht, daß ein stärkeres Kaisertum für die Kirche von Nutzen wäre, sodann die auf die Wiedergewinnung des heil. Landes zielenden Pläne Gregors X. haben die Curie bestimmt, ihren bisherigen treuen Anhänger fallen zu lassen.

Der einen Zeitraum von 28 Jahren umfassende VII. Band berichtet über die Regierungszeit Wenzel II. und III. Der Verf. schildert uns König Rudolfs Einfluß in Mähren, Ottos von Brandenburg unheilvolles vormundschaftliches Regiment in Böhmen, Wenzel II. Herrschaft, seine Gegnerschaft und Ausöhnung und seinen späteren Krieg mit Albrecht von Oesterreich, seine Erwerbung Polens, die Erhebung seines Sohnes zum König von Ungarn, dessen Vorbereitungen zum polnischen Zug und seine den 4. Aug. 1306 erfolgte Ermordung. Selbstverständlich wird in beiden Bänden des Werkes der allseitigen Tätigkeit des Bischofs Bruno v. Olmütz die größte Aufmerksamkeit geschenkt, seine Wirksamkeit als Oberhirt von Mähren, als Staatsmann und Krieger, als Colonisator und Gründer des bischöflichen Lehensinstituts findet die verdiente Berücksichtigung. Die Königinwitwe Kunigunde läßt Dudik friedlich neben Herzog Nikolaus, dem unehelichen Sohne Dtakars, gegen die bisherige Anschauung, im Troppauischen walten, sie hält ihren Hof auf der in Troppaus Nähe befindlichen Burg Grätz, ihn läßt der Verf. noch immer, wie schon in seiner „Stellung Troppaus,“ im Jägerndorfschen apanagirt sein. Die Menschenleere des späteren Herzogtums Troppau, über welche Nikolaus in der Urkunde von 1284 klagt, schreibt Dudik der Pest und der Furcht vor ihr zu, nicht aber dem Kriege. Ob schon

Zavis 1281 als Burggraf von Grätz erscheint, so schließt doch dies die Fehde zwischen ihm und Nikolaus gewiß nicht aus, dafür sprechen auch die undatirten Briefe König Wenzels (herausgegeben von Voigt im Archiv für österreich. Geschichtsquellen XXIX., 79 und 76.) Den letztern setzt der Verf. in das Jahr 1284, gegen Kopecký's und meine Annahme, die wir ihn in das Jahr 1286 verlegen. Die im Codex dipl. Mor. V. 133 abgedruckte Urkunde datirt Dubik noch immer vom 2. Febr. 1302, während sie, laut der mir gemachten Mitteilung Dr. Kürschners, welches das Original im deutschen Ordensarchive in Wien einsah, die Jahreszahl 1311 trägt. Daß das Herzogtum Oppeln dasjenige schlesische Fürstentum gewesen sei, in welchem das deutsche Element am stärksten vertreten war (S. 130), ist höchstens dann richtig, wenn der Verf. blos Oberschlesien im Sinne gehabt haben sollte; aber gerade die aus dem alten, ungetheilten Herzogtume Oppeln hervorgegangenen Fürstentümer Teschen, Ratibor, Oppeln und Beuthen wurden noch lange nachher nicht als schlesische Herzogtümer bezeichnet, wie ich dies in der Abhandlung: Seit wann betrachteten sich die oberschlesischen Piasten als schlesische Fürsten? (Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens VIII., 31 ff.) nachgewiesen zu haben meine. Störend ist die wiederholt vorkommende Verwechslung der Präpositionen an und auf, so S. 314: es war nicht leicht, am gewöhnlichen Wege die nötigen Summen aufzubringen.

Dem baldigen Erscheinen des VIII. Bandes, der sicher wieder viel Interessantes bieten wird, sehen wir mit großem Verlangen entgegen.

Dr. G. Biermann.

Christian Ritter d'Elvert: Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder, insbesondere Mährens, im siebzehnten Jahrhunderte. 3 Bde. (16., 17. und 22. Bd. der Schriften der hist. stat. Section der k. k. m. sch. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde).

Mit Interesse folgt die literarische Beilage dieser Blätter der von der historischen Commission der Münchner Akademie unternommenen Herausgabe der „Briefe und Acten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ und brachte erst kürzlich ¹⁾ eine sachgemäße Besprechung des jüngsterschienenen 2. Bandes, in welcher auf die eingehende Behandlung hingewiesen wird, welche gegenwärtig die Geschichte des 17. Jahrhunderts findet, indem insbesondere die Periode des 30jährigen Krieges und der nächstvorangehenden Zeit von verschiedenen Seiten tüchtig in Angriff genommen wurde, wobei ein reicher archivalischer Schatz, seitdem der Bann gelöst ist, den Forschern entgegenquillt und umfassendes Materiale an die Hand geht. Hieran anknüpfend wollen wir die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde auf das vorliegende Werk lenken, welches in der gleichen Richtung das historische Material für die böhmischen Länder sammelt, und auch auf die innere Geschichte alle Rücksicht nimmt. Wenn hier zunächst Mähren in Betracht kommt, so sind gleichwol die Nachbarländer, zumal Böhmen, reichlich bedacht, wie dies schon die Natur der Sache mit sich bringen würde, selbst wenn der Herausgeber nicht mit der ihm eigenen Umsicht zu Werke gegangen wäre.

Schon vor langen Jahren hat d'Elvert sich der Geschichte der Heimat zugewendet und auch seinen Mitschüler Boczek für dieselbe gewonnen. So begann jene rege wissenschaftliche Thätigkeit, welche auch in weiteren Kreisen die verdiente Anerkennung fand, wie denn Mähren eines der ersten unter den einzelnen Ländern des deutschen Reiches war, in welchem mit der Herausgabe eines in seiner Anlage so umfassenden und so praktischen Diplomatars, wie es der bekannte Codex diplomaticus Moraviae ist, der Anfang gemacht wurde.²⁾ Bekanntlich ist es der Graf Anton

1) Im XIV. Jahrgange S. 1-3.

2) Was Mähren in seinem Urkundenbuche bereits besitzt, schreibt Böhmer an Chlumecy unterm 17. April 1854, „kann allerwärts zum Beispiele dienen.“

Friedrich Mitrowsky, der die Herausgabe dieses Codex dipl. ermöglichte und so sich ein bleibendes Verdienst um die mährische Geschichtsforschung erworben hat. Während nun Boczet so die ältere Zeit bearbeitete, worin ihm nach seinem frühen Tode (1847) sein Gehilfe Chytil, sodann Dudík, Chlumecy und Brandl folgten, hat sich d'Elvert für die neuere Zeit entschieden, zumal ihm bei seiner Dienstleistung bei dem mährischen Gubernium die Quellen hiefür näher lagen, und auf diesem Gebiete eine ebenso umfassende als vielfach grundlegende Thätigkeit entwickelt. Zunächst wandte er sich mit ausgesprochener Vorliebe der Geschichte der Cultur in Mähren und Schlesien zu, ein damals noch brachliegendes Gebiet, welches er mit Erfolg nach allen Richtungen durchforschte, wie seine zahlreichen Arbeiten beweisen, von denen die größeren Monographien ganze Bände der Sectionsschriften bilden, während die kleineren Publicationen unter dem Titel: „Zur Culturgeschichte Mährens und österr. Schlesiens“ gesammelt in 3 Bänden vorliegen.

Wenn bei diesen Arbeiten die ältere Zeit nicht unberücksichtigt bleiben konnte, so hat d'Elvert doch im Sinne der eingeschlagenen Richtung seine besondere Sorgfalt der Geschichte der neueren Zeit, insbesondere des 17. Jahrhunderts, namentlich der Rebellion und Reformation gewidmet, welche eine so tiefgreifende Aenderung und völlige Umgestaltung aller Verhältnisse brachten, deren Geschichte aber bisher so wenig bekannt war. Früchte dieser Forschungen waren bisher, neben zahlreichen Mittheilungen, welche uns in den Sectionsschriften, namentlich im Notizenblatte, auf Schritt und Tritt begegnen, die zwei Sammelwerke: „Beiträge zur Geschichte der Rebellion, Reformation, des 30jährigen Krieges und der Neugestaltung Mährens im 17. Jahrhundert“, (Brünn 1867) welche den 16. Band der Sectionsschriften bilden und durchgängig aus Hand- und seltenen Druckschriften in 60 Druckbogen eins über das ganze Jahrhundert sich verbreitendes Material bieten, dann: „Weitere Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder im 17. Jahrhundert.“ Brünn 1868 (17. Bd. der Sect. Schften), welche aus den Original-Acten die Bestrafung der böhmischen Rebellion, insbesondere die Correspondenz Ferdinands II. mit dem Fürsten Liechtenstein zum Gegenstande haben.

Jetzt bringt d'Elvert weitere derlei Beiträge, welche in dieser Sammlung den 3. Theil bilden. Dieselben sind größtentheils den zu diesem Zwecke bisher nur sehr wenig oder gar nicht benützten Archiv-Schätzen der k. k. Haus- Hof- und Staatskanzlei, der Hofkanzlei und der Hofkammer (der jetzigen Ministerien des Aeußern, des Innern und der Reichsfinanzen) welche er während seiner Anwesenheit in Wien bei den Reichsrathsverhandlungen ausbeutete, sowie dem mährischen Landesarchiv entnommen. Bei der Massenhaftigkeit des in den genannten Wiener Archiven vorliegenden Materials mußte sich der Herausgeber darauf beschränken, nur die wichtigsten Schriftstücke im vollen Wortlaute mitzutheilen, von den sämtlichen übrigen Acten dagegen Auszüge zu geben, welche zumeist den gleichzeitigen amtlichen Vormerkungen, als den Registratur- und Expeditsbüchern, entnommen an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So entstand der nun vorliegende umfangreiche Band, welcher auf nahezu 600 Seiten eine reiche Fülle des lautersten historischen Materials in der angeordneten Richtung enthält. Zur weiteren Bervollständigung desselben wurden die von dem mährischen Kleinschreiber Dismas Ritter v. Hoffer aus der Brünnner und Olmützer Landtafel 1723 zusammengestellten mährischen Landtagsverhandlungen (Acta diætalia) ihrem ganzen Inhalte nach aufgenommen, ferner aus den von Professor Palm in Breslau Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens herausgegebenen umfangreichen Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände (Acta publica), sowie nicht minder aus der Correspondenz des böhmischen Kammer-Registrators Zacharias Rosenberger mit der Stadt Eger (nach der gleichnamigen Schrift von E. Kittel im 50. Bde. des „Archivs f. österr. Geschichte“) die bezüglichen Auszüge gegeben. Ueberdies wird noch ein umfassendes chronologisch geordnetes Verzeichniß der in den Veröffentlichungen der Section für diese Periode vorfindigen geschichtlichen Documente mitgetheilt, welches die vollständige Uebersicht über das gesammte bereits vor-

haudene Materiale ermöglicht oder doch wesentlich erleichtert, was bei der großen Menge der kleineren Mittheilungen zumal im Notizenblatte doppelt erwünscht ist.

So liegt uns in dieser neuesten Publikation d'Elverts eine mit genauer Sachkenntniß und Umsicht zusammengetragene Quellsammlung für die rebellionszeit in den böhmischen Ländern vor. Wenn jedoch, wie der Herausgeber bemerkt, der Stoff gleichwohl nicht als erschöpft angesehen werden kann, und noch so Manches besonders für die Geschichte des 30jährigen Krieges wird hinzukommen müssen, um ein abgeschlossenes Bild liefern zu können, so liegt dies eben in der Natur der Sache, und ist bei dem Umstande, als d'Elvert seine Forschungen rastlos fortsetzt, zu erwarten, daß er das noch Fehlende und Erreichbare in nicht allzu ferner Zeit noch nachtragen wird. Aber auch abgesehen hievon haben wir jetzt schon alle Ursache, uns des bereits Gebotenen zu freuen, und sind dem verdienstvollen Forscher zu vollem Danke verpflichtet, welcher bei seiner so vielseitigen öffentlichen Thätigkeit — ohne irgend einen Mitarbeiter — noch die Hingebung und Ausdauer besaß, ein Werk zu schaffen, welches für Mähren im 17. Jahrhundert von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie für die ältere Zeit der oben erwähnte Codex diplomaticus.

Wien im Dezember 1875.

Fr. Kürschner.

B. Brandl: Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes. Briinn, 1876.

Für das Studium der böhmischen Geschichte überhaupt und der Rechtsgeschichte insbesondere bildet die Unkenntniß der böhmischen Sprache vielfach ein unüberwindliches Hinderniß. Aber auch die gewöhnliche Kenntniß der böhmischen Sprache genügt zum Verständniß der mittelalterlichen Quellen und Rechtsbücher nicht, und es ist daher die Zusammenstellung eines Wörterbuches über derartige Ausdrücke, welche in gewissen technischen Bedeutungen gebraucht werden und welches die Sacherklärung dieser Ausdrücke enthält, ein verdienstliches Werk. Der Verfasser berücksichtigt nicht bloß derartige Ausdrücke der böhmischen Sprache, sondern behandelt in der zweiten Abtheilung derartige Ausdrücke des Lateinischen und in der dritten Abtheilung solche der deutschen Sprache. Die Sacherklärung zeigt überall von tiefer Sachkenntniß und großem Verständnisse der mittelalterlichen Rechtsquellen und dürfte ebendeshalb vielleicht Veranlassung bieten, daß sich manche jüngere Kraft dem Studium der österreichischen und böhmischen Rechtsgeschichte widmet, die bisher vielfach ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, die aber andererseits nicht bloß für den Historiker, sondern auch für den Juristen von einer bisher nicht ermessenen Bedeutung ist, weil einzelne Institute des Privatrechtes und des öffentlichen Rechtes bis in unsere moderne Zeit hereinragen; aber auch in nationaler Hinsicht wäre für die Deutschen in Böhmen der wissenschaftliche Anbau dieses Feldes wünschenswerth und ersprießlich, weil man daraus den Einfluß des deutschen Rechtes auf böhmische Verhältnisse und Zustände und die Aufnahme und Einbürgerung deutscher Rechtsideen klar ersehen könnte. Es mag dies daher eine Aufforderung sein, das Studium der böhm. Rechtsgeschichte nicht bloß der andern Nationalität zu überlassen, sondern selbst von diesem wissenschaftlichen Gebiete Besitz zu ergreifen, welches einen tiefen Einblick in das Weben unseres Volksgeistes gewährt, und welches, da es den Ernst des realen Lebens zur Anschauung bringt, unseres Erachtens an Würde und Wichtigkeit vielleicht höher steht als die Erforschung anderer Zweige des Volkslebens.

Dr. J. U.

Dr. Franz Krone: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 1. 2. 3. Lieferung.

In Th. Griebens Verlage in Berlin wurde die Herausgabe einer „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur“ in Angriff genommen, auf welche die Leser der „Beilage“ aufmerksam zu machen wir für unsere Pflicht erachten. Dieser Sammlung gehört das treffliche und anregende,

von dem hiesigen Universitäts-Professor Dr. Willkomm verfaßte Werk: „Spanien und die Balearen“ an, welches sich bereits die verdiente Anerkennung weiter Kreise erworben hat. Das oben genannte Handbuch wird den V. Band dieser Bibliothek oder den II. Band der historischen Abteilung (jedes Werk wird einzeln abgegeben) bilden. Der Verf., o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität Graz, besitzt in der historischen Literatur einen Namen von gutem Klange, ist seinen Fachgenossen als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete sowol der ungarischen und steiermärkischen, als auch der österreichischen im Allgemeinen genau bekannt, und es läßt sich in Vorhinein mit Sicherheit behaupten, daß seine neueste, auf drei Bände berechnete Arbeit die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten überhaupt und in den der Freunde unserer vaterländischen Geschichte insbesondere im vollsten Maße verdienen wird; hat er sich doch das Ziel gesetzt, dem Publikum ein Buch zu bieten, das sowol dem Geschichtsfreunde von allgemeiner Bildung genießbar sein, als auch dem Fachmann die Ueberzeugung verschaffen soll, daß die Arbeit von wissenschaftlichem Ernste getragen sei und auf der Höhe der bisherigen Errungenschaften geschichtlicher Forschungen sich bewege. — Eine eingehende Besprechung des Wertes behalten wir uns bis zu dem Zeitpunkte vor, mit welchem es abgeschlossen vor uns liegen wird; wir begnügen uns dermalen mit einer kurzen Inhaltsangabe der bis jetzt erschienenen drei Lieferungen (im Ganzen sind 17 zu 6 Bogen in Aussicht genommen), um unsern Lesern einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben. Eingeleitet wird es mit einer Uebersicht der österreichischen Geschichtsschreibung (S. 4—82), hierauf folgt Oesterreichs Bodengestaltung im Verhältnis zu seiner Geschichte (bis S. 141), sodann kommt der die älteste Bevölkerung Oesterreichs und die archäologischen und „prähistorischen“ Funde behandelnde Abschnitt (bis S. 202), an den sich die Völkerwanderung auf dem Boden der Alpen-, Sudeten- und Karpathenländer (bis 244) und die Anfänge des mittelalterlichen Staatslebens im Donaualpenlande und seiner Nachbarschaft von 568—976 reihen.

Dr. G. Viermann.

Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens in Breslau.

Es sind nur wenige auswärtige historische Vereine, deren Publikationen von größerem Interesse für die Geschichte Böhmens wären, als die des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens in Breslau. Er hat die Historiographie Schlesiens, eines Landes, welches vier Jahrhunderte lang in inniger Verbindung mit der Krone Böhmens stand, wesentlich gefördert, indem er in dem Cod. diplom. Silesiae und in den Script. rerum Siles. ein außerordentlich wertvolles handschriftliches Material der Öffentlichkeit übergeben hat, das bereits in zahllosen Städtegeschichten und andern Arbeiten emsig verwertet worden ist und noch benützt werden wird. Die Vereinszeitschrift bringt treffliche Abhandlungen, von denen nicht wenige die vollste Berücksichtigung des Forschers auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte heischen. Ich bin daher der Meinung, daß von den Lesern der „Literarischen Beilage“ zu den Mitteilungen eine kurze Anzeige der Namens des gedachten Vereins zeitweilig herausgegebenen Schriften nicht ungünstig aufgenommen werden dürfte.

In jüngster Zeit wurden publicirt:

1. Von der Zeitschrift des Vereins, welche von Dr. C. Grünhagen auf das umsichtigste redigirt wird, das 1. Heft des XIII. Bandes (jährlich erscheint ein Heft). Es enthält: Mittel- u. Niederschlesien während der königlosen Zeit (1440—1452) von Dr. Ermisch; den Dresdner Accord von Dr. Palm; Friedrich Wilhelm III. und die Zillertaler im Riesengebirge von Dr. Beheim-Schwarzbach; die Belagerung von Olütz im J. 1622 von H. von Wiese; über die handschriftlichen Vervollständigungen von Pöls Hemerologium Silesiacum Wratislavense von W. von Prittwitz; kleine Beiträge zur Chronik von Goldberg und Haynau von Dr. Melzer und archivalische Miscellen. Der letzte Teil jedes Heftes bringt stets „Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte.“

2. Von den von Dr. Grünhagen in mustergiltiger Weise bearbeiteten Regesten zur schlesi-

sehen Geschichte ist die erste bis 1200 reichende Lieferung der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage erschienen.

3. Prof. Dr. H. Palm übergibt der Oeffentlichkeit den Jahrgang 1621 der „Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände“, bekanntlich ein Werk, das kein Historiker, welcher sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigt, übersehen darf.

4. Prof. und Archivrat Dr. C. Grünhagen hat sich mit seinem „Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis zum Jahre 1550“ um die Freunde schlesischer Geschichte hoch verdient gemacht, das Büchlein ist ein Hilfsmittel bequemer Orientirung, welches den Eintritt in die ohnehin sich so eigenartig und spröde abschließende schlesische Provinzialgeschichte nach Möglichkeit erleichtern soll. Der Wegweiser gibt in seinem ersten Teil: Annalistisches und Chronikalisches, auch Nekrologe in alphabetischer Ordnung, im zweiten: Regesten, Urkunden, Briefe, Rechnungsbücher u. dergl. nach lokalen Gesichtspunkten geordnet; ein Register schließt das 39 Seiten umfassende Schriftchen, welches den lebhaften Wunsch rege macht, daß auch Böhmen einen ähnlichen und möglichst genauen Wegweiser erhalte.

Wenn auch nicht Namens des Vereines herausgegeben, so stehen doch mit demselben in innigstem Zusammenhange:

5. Dr. Grotefends Stammtafeln der schlesischen Fürsten bis zum J. 1740. Der Verf., vor wenigen Jahren im Staatsarchiv zu Breslau bedienstet, jetzt Archivar zu Aarich, behandelt auf zehn Tafeln die schlesischen Piasten, auf sechs weiteren die Přemysliden in Troppau und Leobschütz, in Jägerndorf und Ratibor, die Podiebrade in Münsterberg und Dels, die Württemberg-Dels und die schlesischen Fürsten aus verschiedenen Häusern; auf fünf Hilfstafeln finden die polnischen und mazowischen Piasten, die polnischen Könige aus den Häusern Jagiello und Wasa, die böhmischen Könige bis 1526 und die böhmischen Könige aus dem Hause Habsburg ihren Platz; die S. 52 ist den Bischöfen von Breslau eingeräumt und ein Register schließt die Arbeit.

Einen nur annähernd richtigen Begriff von dem ausdauernden Fleiße, der Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, der Genauigkeit des Verf. kann sich der mit solchen Arbeiten weniger vertraute Leser aus den von S. 33 bis 51 reichenden Anmerkungen zu den ersten XV Tafeln verschaffen; aber nur derjenige, welcher selbst eingehendere Studien in der schlesischen Geschichte machte, vermag die mühevollen Arbeit Grotefends, welcher er sich im Dienste der Wissenschaft unterzogen und die er auf so tüchtige Weise gelöst hat, ihrem ganzen Werte nach zu schätzen. Bei genauer Durchsicht des Wegweisers von Grünhagen, der genealogischen Tafeln von Grotefend, der Regesten- und Urkundensammlungen, von denen fast jährlich ein oder mehrere Bände vom Verein in Druck gelegt werden, regt sich beinahe das Gefühl des Neides, wird doch den späteren Historikern im Gegensatz zu ihren Vorgängern ihre Arbeit so sehr erleichtert. Mit Gewißheit aber ist vorauszusehen, daß in Anbetracht der angedeuteten segensreichen Tätigkeit des Vereines die schlesische Provinzialgeschichtsschreibung in den nächsten Jahrzehnten gar manche Triumphe zu feiern bestimmt ist.

Dr. G. Biermann.

Ottokar Lorenz: Drei Bücher Geschichte und Politik. Berlin, 1876.

Wir sind — man verzeihe uns die nur zu oft gebrauchte Phrase — dem Verfasser zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet, daß er sich entschlossen hat, seine kleineren Studien gesammelt herauszugeben. Die meisten von ihnen haben schon bei ihrem ersten Erscheinen ein bedeutendes Interesse erweckt, das sich auf der einen Seite in der lebhaftesten Zustimmung, auf der anderen in dem entschiedensten Widerspruch äußerte. Es zeugt von seltener Schärfe in der Handhabung wissenschaftlicher Kritik und von dem zutreffenden Urtheile des Verfassers, daß seine meisten und gerade die am heftigsten bekämpften Thesen auch heute noch bestehen können.

Das Werk ist, wie schon der Titel besagt, in drei Bücher gegliedert, von denen das erste von „Staat und Kirche“, das zweite über „Neuere und neueste Geschichte“ handelt und das dritte „kritische Untersuchungen zur Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts“ enthält. Die beiden bedeutendsten Abhandlungen (unter den sechs) des ersten Buches sind: „Papstwahl und Kaiserthum“ und „Kirchenfreiheit und Bischofswahlen.“ In beiden tritt er gegen die maßlosen Uebergrieffe der Curie und der Ultramontanen auf; der ultramontanen Allgewalt gegenüber wird auf die Mittel hingewiesen, welche dem Staate noch übrig geblieben sind, um die Flut der ultramontanen Präntensionen einzudämmen. Auch die übrigen Abhandlungen berühren mehr oder minder dieses Gebiet, es gilt das namentlich von den Abhandlungen „Kaiser Friedrich II. und sein Verhältnis zur römischen Kirche“ und „die Jesuiten und die Gründung der österr. Staatsschule.“

In dem zweiten Buche ist besonders die Abhandlung „Ueber englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ hervorzuhoben. Sie ist ein Muster von methodischer Behandlung und von Freiheit der Zeichnung. Doch auch die anderen Arbeiten „Kaiser Josef II. und die belgische Revolution“, „Lord Palmerston“, „Ueber das Wachstum der englischen Verfassung“ und „Ludwig I. von Baiern“ haben ihr bedeutendes Interesse. Die Abhandlungen des dritten Buches führen uns in die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts. Es ist bekannt, daß seine Geschichte dieser Zeit das mustergiltigste Werk ist, das seit lange erschienen. Lorenz war unter den ersten, wenn nicht der erste, der uns die Gestalt Ottokars II. in der richtigen Weise gezeichnet hat. Er zeigt, wie wenig Grund die Tschechen haben, gerade diesem Könige ein besonderes Andenken zu weihen, von dem es gerade, wenn man das Deutschtum im Auge hat, bedauert werden muß, daß er die Kaiserwürde nicht erlangt hat. Unseren Tschechen paßt diese Auffassung freilich wenig in den Kram. Noch jüngstens hat ein Pamphlet, das die kgl. böhm. Gesellschaft der W. in ihre Schriften aufzunehmen für gut befunden, das Lorenz aber gebührender Weise unbeachtet gelassen hat, dem letzteren partielle Zurechtlegung der böhmischen Geschichte vorgeworfen. „Nicht einmal — so klagt in wehmuthsvoller Weise der Pamphletist — ein menschlich gefälliges Neufere gönnt Hr. Lorenz dem verhassten Böhmenkönig. Seine militärische und politische, armselige Gestalt soll auch körperlich häßlich sein.“ Der böse Mann! Wie kann man auch nur os amplum durch „großen Mund“ übersetzen und nicht lieber, wie das Pamphlet will, durch „hehr im Antlitze“. Wie bitter rächt sich an Lorenz, daß er kein geborener Philologe ist! Doch genug von diesen Unsinnsblüten, die sich würdig an jene Angriffe reihen, die ein anderer Pamphletist in denselben Schriften der kgl. böhm. Gesellschaft Wilhelm Giesebrecht gewidmet hat. Hoffentlich ist auch ihm nichts menschliches passiert. In dem dritten Buche findet sich unter den 6 Abhandlungen, die es enthält, eine neue: „Oesterreich. Sagen Geschichte vom 12. bis 14. Jahrhundert.“ In scharfer Weise wird der durch nichts gerechtfertigte Versuch, den sagenhaften Nibelungen von Bechelaren zu einer hist. Persönlichkeit zu machen, zurückgewiesen.

Das Buch enthält somit einen reichen Schatz an wertvollen hist. Arbeiten und kann daher den Lesern der „Mittheilungen“ aufs Wärmste anempfohlen werden.

—L—

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

II.

1876/77.

Ernst Martin: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 1. Band: Wilhelm von Wenden, ein Gedicht Ulrichs von Eschenbach, hgg. von **Wendelin Loischer.** Prag und Leipzig, 1876.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, die Denkmäler der älteren deutschen Literatur in Böhmen in einer Sammlung übersichtlich zu vereinigen, und Prof. Martin hat sich damit gegründetes Anrecht auf unsern Dank erworben. Nicht minder aber auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, der durch seine Unterstützung die Ausführung dieses schönen Gedankens ermöglicht, und dadurch, ohne auch nur im Geringsten die Grenzen seiner Aufgabe zu überschreiten, sich ein Verdienst um die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur erwirbt, das ihm weit über das böhmische Randgebirge hinaus gebührende Anerkennung verschaffen wird.

Dem dieses Unternehmen hat eine über jede provinzielle Beschränkung weit hinausreichende Bedeutung. Wenn nach Abschluß dieser Bibliothek eine Reihe von Denkmälern zum Teil überhaupt zum erstenmal gedruckt, zum Teil wenigstens in besseren zuverlässigeren Ausgaben als bisher vorliegen wird, wenn wir dann die Entwicklung deutschen Geisteslebens, insbesondere deutscher Literatur in Böhmen, deren Einfluß auf die tschechische Literatur, die Wechselwirkung hinüber und herüber leichter und übersichtlicher im Ganzen, schärfer im Einzelnen zu überschauen und zu ermessen vermögen, so ist schon dieses literar-historische Ergebnis von einem weit über Böhmen hinaus reichenden Interesse.

Noch mehr aber läßt sich dies von der sprachlichen Bedeutung behaupten. R. Müllenhoff hat vor nunmehr dreizehn Jahren zuerst ausgesprochen, daß die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache von Böhmen ausgegangen sei. Es liegt auf der Hand, daß für die Begründung dieser Behauptung im Einzelnen, für den Einblick in den geschichtlichen Gang jener Sprachentwicklung neben den deutschen Urkunden nichts wichtiger sein muß als eine Sammlung der deutschen Literaturdenkmäler aus Böhmen in zuverlässigen kritischen Ausgaben. Dieses Moment steht noch weit höher als das bloß literar-historische, und hat ein unzweifelhaft allgemein deutsches Interesse. Denn es handelt sich hier um einen geistigen Besitz, der auch eine hohe politische Bedeutung bereits bewährt hat, der das einigende Band um die zerrissenen deutschen Stämme schlang in der schlimmsten Zeit, es handelt sich um unsere gemeinsame deutsche Schriftsprache und deren Geschichte. ¹⁾

1) Vgl. Scherers Aufsatz über die deutsche Spracheinheit in dessen gesammelten Vorträgen und Aufsätzen. Berlin 1874.

Ich kann daher diese allgemeinen Bemerkungen, durch die ich nur kurz die Bedeutung des Unternehmens im Ganzen darlegen wollte, nur mit dem lebhaften Wunsche schließen, daß demselben zur Ehre des Vereines und zum Frommen der Wissenschaft ein recht gedeihlicher Fortgang beschieden sein möge.

Es ist recht hübsch, daß gleich für die erste Publikation ein junger Deutschböhme, ein Zögling unserer Prager Hochschule, Herr Wendelin Toischer, zur Hand war. Der Inhalt dieses ersten, von dem genannten Herausgeber bearbeiteten Bandes bildet ein in einer einzigen zu Hannover aufbewahrten Handschrift nicht einmal lückenlos erhaltenes Gedicht, Wilhelm von Wenden von Ulrich von Eschenbach, einem Nachahmer Wolframs, den man bisher allgemein für einen Baier hielt,²⁾ wofür wenigstens seine mitteldeutsche Mundart spricht, und dessen vornehmster Gönner König Wenzel II. von Böhmen war. Wir besitzen von ihm auch noch eine in mehreren Handschriften erhaltene sehr weitschweifige Bearbeitung der Alexandersage (vgl. Gerwinus 5. Aufl. II. 177 ff.), über die Herr Toischer vorläufig nur in zwei Anmerkungen [S. XII *) u. XXVIII **) Dankenswerthes beibringt.

Die letzte Grundlage des vorliegenden Gedichtes Wilhelm von Wenden bildet die Legende von Placidus (St. Eustachius), der von Weib und Kindern getrennt wird und nach langer Prüfung dieselben wiederfindet. (Vgl. Herders Legende „Die wiedergefundenen Söhne.“ Nur theilweise klingt an eine Partie unsers Gedichtes an Herders Legende „Der gerettete Jüngling.“)

Die nächste unmittelbare Quelle Ulrichs von Eschenbach aber ist, wie Prof. Martin erkannte, ein Gedicht des französischen Epikers Chrestien von Troies, dessen Held ein christlicher König, Guillaume d'Angleterre, ist, der, von einer göttlichen Stimme aufgefordert, sammt seiner Gattin Hab und Gut verläßt, von dieser aber und den beiden Söhnen, die sie ihm in der Wildnis gebiert, gewaltsam getrennt wird. Die Frau wird später Herrin eines andern Landes. Der Söhne nehmen sich Kaufleute an und sie kommen dann an den Hof des Königs von Catanais. Nach achtundzwanzigjähriger Prüfung wird Guillaume mit Weib und Kindern wieder vereinigt.

Wenn auch Ulrich im Allgemeinen dieser Erzählung folgt, so hat er sich doch, wie der Herausgeber in einer sorgfältigen Vergleichung zeigt, im Einzelnen erlaubt zu ändern, wie denn sein Held gleich ein Heide ist, der, nachdem er durch Pilger von Christus gehört, alles verläßt, um diesen zu suchen, und nachdem er im Oriente Christ geworden und gegen die Heiden gekämpft hat, mit den Seinen wieder vereinigt wird. Aesthetisch genommen, bietet dies so entstandene Gedicht wenig Befriedigung. Eine Dichtung, deren Held aus religiöser Schwärmerei die nächsten natürlichsten Pflichten, auf denen alles menschliche Dasein ruht, vernachlässigt, eine Verherrlichung eines so inhumanen Christentums vermag uns natürlich nicht zu erwärmen, und ebensowenig die Unnatur, womit der Dichter das Wiedererkennen hinauschieben muß zum Zwecke eines großen Knalleffectes, mit dem das Ganze abschließen soll. Nur selten und vorübergehend blickt der Lichtblick rein menschlichen Empfindens durch den Zwang der Darstellung wolkend durch.

Aber was der Dichtung an ästhetischem Interesse gebricht, das ersetzt das sprachliche und für weitere Kreise besonders das historische. Der Herausgeber hat nämlich durch sorgsame Vergleichung ermittelt, daß das Gedicht vielfach historische Verhältnisse und zwar aus der böhmischen Geschichte wieder spiegelt. Es sind Züge aus der Geschichte seines Gönners, des früh verwaisten Wenzel II., namentlich seine Vermählung mit Guta, der Tochter Rudolfs von Habsburg, und der Einfluß des letzteren auf den jungen Herrscher Böhmens, welche der Dichter in seine Erzählung eingeflochten hat. Davaus erklärt sich auch manche Aenderung, die er an dem Stoffe vornehmen mußte. Darum ist sein Wilhelm nicht wie beim Franzosen von England, sondern

2) Nur W. Wackernagel (Gesch. d. deutsch. Lit. S. 171) hält ihn für einen Böhmen, was jedenfalls begründeter ist.

Beherrscher des Wenden- (Slaven-) Reiches, darum heißt seine junge Gemalin nicht wie dort Gratiane, sondern Bene oder, wie Ulrich den Namen selbst mit deutlicher Beziehung auf seine Fürstin übersezt, Gute. Auch in der Umtaufung der Söhne Lovel und Marin in Danus und Boizlabe ist die Rücksicht auf Böhmen deutlich. Und dazu stimmt, daß das Gedicht dem jungen böhmischen Herrscherpaar gewidmet ist.

Auf diese Anhaltspunkte hin war es dem Herausgeber auch möglich, die Entstehungszeit des Gedichtes mit Sicherheit mindestens auf ein Jahrzehent von 1287 bis 1297 zu fixiren, während eine Reihe von andern Erwägungen eine bestimmtere Datirung auf die Jahre 1289 bis 1290 wenigstens wahrscheinlich macht.

Prag, 6. November 1876.

H. Lambel.

Gregor Kutschera von Nischbergen: Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zu Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Wien, 1876.

Die Bemerkung auf dem Titelblatte: „Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben“¹⁾ fordert den Leser dieser zur Säcularfeier des „Julius von Tarent“ erschienenen Festschrift zu um so regerer Theilnahme auf, als ihr Verfasser das freudige Bewußtsein kritischer Anerkennung nicht erleben sollte und mit dieser posthumen Schrift die Hoffnung auf eine weitere literarische Entwicklung erloschen ist.

Dieselbe umfaßt auf 142 Seiten in klarer Darlegung des Stoffes zunächst eine Einleitung mit dem Nachweise des handschriftlichen Nachlasses von Johann Ant. Leisewitz, aus welchem Kutschera nebst der Benützung bereits bestehender gedruckter Quellenwerke unmittelbar geschöpft hatte. Diese theilweise noch ganz unbenützten Quellen waren wohl die zuverlässigsten, da sie nebst der Originalhandschrift des Hauptwerkes Leisewitzens „Julius von Tarent“ die Briefe des Dichters an seine Geliebte Sophie Seyler und zehn Bände Tagebücher in sich begreifen.

Sehr übersichtlich, und einen ruhigen organischen Fortbau des Behandlungstoffes begünstigend, theilte der Autor seine Schrift in zwei Bücher ein: I. Leisewitz' Leben. II. Leisewitz als Schriftsteller. Der biographische Theil umfaßt wieder in Unterabtheilungen einzelne Epochen des Lebenslaufes. Der erste Abschnitt behandelt die Jugendjahre des Dichters bis zum Abschluß der Studienjahre in Göttingen (1752—1774), für welche Periode jedoch die Quellen leider sehr spärlich flossen. Auf festerem Boden steht schon die Schilderung des Göttinger Universitätsaufenthaltes, und zunächst ist es G. A. Bürger und der Göttingener Hainbund, in welchen der junge Poet einstimmig eingeführt wurde, und der, wenn die Berührung mit diesen Geistern nur eine flüchtige und sekundäre war, gewiß seinen ersten lyrischen Productionen eine dem Bunde verwandte Richtung zu geben geeignet war. Von der lyrischen Production, die der Dichter damals betrieb, weist uns Kutschera wenig Proben nach. „Die Pfändung“ und „der Besuch um Mitternacht“ tragen aber untrüglich den Stempel des Hainbundes. Nebst den Genossen des Bundes von denen Bürger und Hölth dem Dichter am nächsten gestellt erscheinen, pflegte aber der junge Poet noch andere freundschaftliche Beziehungen, wie mit dem warmfühlenden Dekonomen Albert Thaer, wie mit dem sprudelnden Humoristen Chr. Lichtenberg u. a. m. Der zweite Abschnitt der Biografie umfaßt des Dichters Aufenthalt in Hannover (1774—1778). — Er kam bereits dahin mit dem Manuscript des „Julius von Tarent“ in der Tasche und hatte sich von seinen Freunden in Göttingen gar nicht verabschiedet, um sich und den Andern den Schmerz der Trennung zu erleichtern. Nach unserer Monografie hatte er sich als Advocat daselbst installirt, ohne von seinem Berufe sonderlich warm durchdrungen worden zu sein. Es fällt auf, warum er der Unabhängige, ursprünglich von Glücksgütern Gesegnete nicht einen seinen schrift-

1) S. oben S. 152 den Nekrolog.

stellerischen Strebungen zuzugewandten Beruf gewählt? — Der Verfasser beschäftigt sich nicht mit dieser Frage. Sie dürfte annähernd dahin zu beantworten sein, daß Leisewitz, mit großer Spannkraft einen Plan erfassend, ebenso bald denselben wieder fahren ließ. Er selbst ironisirte seinen Beruf mit den Worten: „Ich bin ein Advocat so gut als Einer, dem die Deutschen nach der Schlacht mit dem Varus die Zunge ausgerissen.“ — Er reiste viel in dieser Epoche, er war in Braunschweig, in Berlin, verkehrte mit Lessing, den er hochhielt, mit Göthe, Wieland, Herder, und lernte seine künftige Lebensgefährtin Sophie Seyler kennen, eine liebliche, hochbegabte Natur, mit der er vorerst einen beiderseits bereichernden und veredelnden Briefwechsel führte. Der dritte Abschnitt der Biografie (1778—1781) gewinnt durch die Darstellung der ersten Anstellung des Dichters als landschaftlicher Sekretair in Braunschweig, dann mehrseitiger interessanter Reisen nach Weimar und Gotha, endlich durch seine Verehelichung an hohem Interesse. Er ringt nach einer glänzenderen und gewinnreicheren Stellung und erjagt sich dabei kein besseres Ziel. Wir gönnen seiner Braut, daß der Vielgereifte sie endlich heimführt. — Der vierte Abschnitt (1781 bis 1806) beschließt die Schilderung des trefflich und klar dargelegten Lebensbildes, er schildert zunächst des Dichters häusliches Glück mit Sophie, in welchem sich die beiden Individualitäten geistig zu schöner Einheit verschmelzen, wenn ihnen der heiße Wunsch auch versagt war, Kinder zu besitzen, und wenn auch das materielle Substrat des häuslichen Unterhaltes anfänglich Manches zu wünschen übrig ließ. — Erst als Leisewitz zum Lehrer des Erbprinzen in Braunschweig ernannt, Hofrath, später Sekretair der geheimen Kanzlei, Canonicus am St. Blasius-Dome, Geheimer Justizrath mit Sitz und Stimme im Geheimraths-Collegium, endlich Präsident des Obersanitäts-Collegiums wurde, gewann derselbe an sorgenfreier Behaglichkeit und Einfluß der Stellung. In diesen Posten wirkte er nicht bloß gemeinnützig und energisch, sondern auch im Armenwesen förnlich organisatorisch.

Stets Hypochonder, lebte er doch zuweilen gerne gesellig, diese Lebensweise als Remedium ausnützend, in den letzten Lebensjahren aber beschränkte er sich im Umgang nur auf kleinere vertrautere Kreise, bis er sich schließlich auch diesen entfremdete. Eine Brustwasserjucht aber im Jahre 1806 machte seinem so vielseitig thätigen Leben nach kurzem Krankenlager ein Ende. Schriftstellerische Thätigkeit erwies sich in den letzten Jahren bei Leisewitz nur als rhapsodisch. Was er fertig brachte — wie die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, an welcher er vielleicht nicht viel kürzer gearbeitet, als der Krieg gedauert, mußte laut testamentarischer Bestimmung den Flammen überliefert werden. Seine Sophie — ihm über den Tod hinaus tren — vollzog diesen herofratischen Act.

Das zweite Buch Kutschera's entwirft ein eingehendes, fesselndes, hie und da auch bewundernswerther Dialektik nicht entbehrendes Bild der schriftstellerischen Thätigkeit des Dichters. Da er nur eben ein Hauptwerk hinterließ, das Trauerspiel „Julius von Tarent“, so ist es vornehmlich dieses, an welches der junge Literarchistoriker sein ganzes kritisches Rüstzeug wendet, um Charakter und Bedeutung des Werkes in das gehörige Licht zu setzen. „Eines — aber es ist ein Löwe“ — hat man von dem Epoche machenden Werke des nach dieser That stille gewordenen Dichters nicht mit Unrecht behauptet.

Wie anregend dieses Werk auf Schiller gewirkt und andererseits wieder wie angeregt es durch Lessing in der Formgabe gewissermaßen ein Mittelglied dieser Schaffungsperiode des deutschen Dramas wurde, wie namentlich gewisse Stylformen, wie die der Repetition von Satzwendungen und Worten den Stamm und Schlag des Lessing'schen Styles fortsetzten, aus welchen Quellen den Stoff der Dichter geschöpft, wie viel Verwandtes und wie viel des Heterogenen an andern dramatischen Productionen, z. B. dem vorgezogenen Trauerspiele Klinger's „den Zwillingen“ sich kennzeichnen läßt, hat Kutschera mit wahrhaft kritischer Schärfe und einer Ruhe aneinander gelegt, die unsere vollste Anerkennung wach rief. Nur einen kleinen Wunsch diesfalls zum Ausdruck zu bringen, sei uns vergönnt. Kutschera unterließ es, das jedenfalls interessante und kompetente Urtheil Lessing's über die Tragödie anzuführen, was wir umsomehr vermiften, als gerade die jüngeren Ausgaben der Lessing'schen Werke jenen Brief Lessing's an

seinen Bruder nicht enthalten, welcher den „Julius von Tarent“ bespricht. Auch Göbcke's kurzes, zutreffendes Urtheil: Leisewitzens Julius von Tarent hatte den hochstieghenden Reflexionsreichthum, der in Schiller's Räubern herrscht“ u. s. w. — fand keine Stelle, wohl zumeist darum, weil Göbcke's Angaben über einige literarische Daten mit den Ergebnissen unseres Biografen nicht völlig übereinstimmen, und doch wäre Göbcke als engerer Landsmann und in Telle lebend in der Lage, über Leisewitziana sicheren Aufschluß zu erhalten und zu bieten.

Die schriftstellerische Nachperiode des literar-biografisch behandelten Dichters erweist sich nach seiner großen dramatischen Emanation als eine auffallend spärliche, die auch schon zu häufigen Forschungen nach der Ursache den gerechten Anlaß gab, weshalb der letzte Abschnitt des Büchleins: „Warum hat Leisewitz nach dem Julius von Tarent kein Werk mehr veröffentlicht?“ — ein vollkommen berechtigtes Thema, durch seine psychologische Begründung der Eigenart dieser Dichternatur seinen vollgiltigen Abschluß findet.

Da Kutschera mit dem zu den Vorarbeiten gereiften Entschlusse umging, eine kritisch gesichtete Gesamtausgabe der Werke des von ihm so glücklich behandelten Autors baldigst zu bringen, wäre es wohl angezeigt, von berufener Seite diesen Faden weiter zu spinnen.

R. V. R. v. Hansgörg.

Vincenz Pröhl: Waldstein, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre und Tod in Eger. Falkenau a. d. Eger, 1876.

Der um die Geschichte Eger's hochverdiente Verfasser bringt uns in der vorliegenden Schrift neue Mittheilungen über Wallenstein bezüglich der in den Jahren 1625, 1630 und 1632 erfolgten Durchzüge des Herzogs durch das Egerer Gebiet; allein auch der übrige Inhalt, welcher eine kurze, historisch getreue Skizze des Lebenslaufes Wallenstein's und in ausführlicherer Darstellung die Katastrophe mit demselben zum Gegenstande hat, muß mit großer Befriedigung begrüßt werden, da dieses hochinteressante Ereigniß von einem gründlichen Kenner der Quellen und der hiesbezüglichen Literatur und in der That streng objektiv aufgefaßt uns vorgeführt wird.

Der Herr Verfasser weist darauf hin, daß in Wallenstein's Thun und Handeln gewisse leitende Ideen unzweifelhaft erkennbar sind, deren Verwirklichung er sich zur Aufgabe gemacht habe, und bezeichnet als solche: sein Bestreben, Frieden auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse, d. h. unter Anerkennung der Dissidenten zu stiften; seine nationale Idee, welche alle Fremden — Schweden, Franzosen oder Spanier — vom Reichsboden zu entfernen suchte; die Idee der Kräftigung der kaiserlichen Gewalt und endlich die Wahrnehmung seines eigenen landesfürstlichen Interesses, namentlich durch Wiedererwerb des faktisch verlorenen Mecklenburg oder Ersatz dafür. Durch diese ganz richtige Auffassung lernen wir auch zugleich die den einzelnen Bestrebungen des Herzogs sich entgegensehenden Elemente, seine Feinde und die Gründe seines Sturzes erkennen.

Nützlichlich der sogenannten Schulfrage enthält sich Pröhl in richtiger Erkenntniß des Umstandes, daß die bisherigen Forschungen noch lange nicht hinreichen, um ein endgiltiges Urtheil zu fällen, jeder entscheidenden Meinungsäußerung, betont aber zugleich, daß, wenn auch die dem Herzoge von Friedland von seinen Gegnern zur Last gelegten Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers wirklich bestanden haben und ernstlich gemeint gewesen sein sollten, diese Vorgänge nicht mit unserem heutigen Maaßstabe, sondern mit dem jener Zeit gemessen und namentlich, daß der Herzog von Friedland und Mecklenburg nicht bloß als kaiserlicher Feldherr, sondern auch als selbstständiger deutscher Reichsfürst betrachtet werden müßte, welche letztere Stellung manches sonst sonderbar Erscheinende sehr wohl erkläre; wenn die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihre Truppen gegen das kaiserliche Heer kämpfen lassen, wenn der katholische Kurfürst von Köln kurz vor Wallenstein's Katastrophe (December 1633) mit Frankreich Verhandlungen anknüpfen konnte, ohne daß sie öffentlich als Reichsverräter gebrandmarkt wurden, dann durfte wohl auch der Herzog von Friedland mit den Feinden des Kaisers in

Unterhandlungen treten, welche aber von den Letzteren selbst immer nur als gegen sie selbst gerichtete Intriguen angesehen wurden.

Der Verfasser hätte übrigens ein noch zutreffenderes Beispiel über die damaligen Anschauungen rücksichtlich der Pflichten der Reichsfürsten als solche und als kaiserliche Feldherren gegen das Reichsoberhaupt anführen können, wenn er daran erinnert hätte, daß kaum 13 Jahre später eben derselbe Maximilian von Baiern, welcher 1634 die angebliche Verrätherei Wallenstein's mit den schwärzesten Farben gemalt hatte, 1647 mit Frankreich einen Separatwaffenstillstand abschloß und die unter seinem unmittelbaren Befehle stehenden Truppen, welche der Kaiser als Reichsvölker abberufen ließ, dieser Abberufung Folge zu leisten hinderte, was bekanntlich die Flucht der (später hierlands begüterten) Generale Werth (Venatof) und Sporck (Grablitz und Kukus) nach Böhmen zur Folge hatte.

Die von Prökl abgedruckte Apologie der Mörder Wallenstein's ddo. Eger 6. März 1634 hat bereits Aretin veröffentlicht; besonders interessant jedoch ist der in der vorliegenden Schrift zum Abdruck gebrachte Schlusssatz der Relation ex Parnasso, einer gleichzeitigen Flugschrift, welche über eine unter dem Vorsitze Apollo's gegen die Mörder Wallenstein's abgehaltene Hauptverhandlung — wie die modernen Criminalisten sich etwa ausdrücken würden — und das Urtheil Bericht erstattet und deren vollständige Mittheilung jedem Freunde der Wallenstein-Literatur sehr willkommen gewesen wäre.

Nicht minder erwünscht wäre es gewesen, wenn Prökl bei jeder seiner Angaben ausdrücklich die Quelle, aus welcher er schöpfte, citirt hätte, um so auch diejenigen, welche mit der diesbezüglichen Literatur nicht vollkommen vertraut sind, in Stand zu setzen, die übrigens ganz richtige Darstellung selbst zu controliren.

Nur bezüglich der Belohnungen der Mörder und Feinde Wallenstein's ist der sonst so sorgfältige Verfasser etwas ungenau. So ist zu verbessern, daß Gordon, welcher übrigens nicht schon 1637, sondern erst 1649 zu Danzig starb, die beiden (nicht Kinsky'schen, sondern Wallenstein'schen) Güter Skřivan und Smidar, — Leske nicht die Wallenstein'sche Herrschaft Neustädtel, sondern die Trčka'sche Herrschaft Neustadt an der Mettau, — Tiefenbach Rumburg (nicht Rumburg) und Aulibitz, die Jesuiten die Trčka'schen Güter Schatzlar und Schurz, nicht Sezlar und Seiz, empfangen, endlich daß Beck bloß Widim, nicht Widrum, bekam, während das Gut Hauska der Veronika Gräfin Spaur (Wittve nach dem Grafen Sulz) und dem Fräulein Hippolyta von Hofkirchen in solutum ihrer Forderungen übergeben und mit der Trčka'schen Herrschaft Ledetš (nicht Ladez) nicht Werdenberg selbst, sondern dessen Schwiegersohn, der bekannte Adrian von Enkeforth, beschenkt wurde.

Doch das sind wohl Nebensächlichkeiten, welche dem gediegenen Inhalte keinen Abbruch thun, weshalb auch diese Schrift, welche sich als ein Wallenstein betreffender Auszug aus des Verfassers größerem, gegenwärtig in zweiter Auflage erscheinendem Werke „Eger und das Egerland“ darstellt, Allen, welche sich über die Schicksale des hervorragenden katholischen Heerführers und Reichsfürsten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges belehren und nicht bloß mit längst widerlegten Fabeln unterhalten wollen, auf das Wärmste empfohlen wird. Dr. K.

A. Benda: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Gablonz b. J. Köfner, 1876. 1.—4. Lieferung.

Es ist sicherlich ein erfreuliches Zeichen und liefert mindestens den Beweis für die Hebung des historischen Sinnes in unserem Volke, daß gerade aus der Mitte desselben heraus jetzt mehr als sonst Dorf- und Ortschroniken oder Heimatgeschichten auf den literarischen Markt gebracht werden. Besonders rührig zeigt sich das nördliche Böhmen, wo nun auch das industrie-reiche Gablonz an Herrn A. Benda seinen Geschichtschreiber gefunden hat. Und wir können schon sagen und wollen es auch den künftigen Historikern gegenüber vertreten, der Gablonzter

Chronist nimmt seine Sache sehr ernst und zeigt zumal für einen Laien eine ganz respectable Belesenheit in der einschlägigen Literatur, einen nicht geringen Fleiß in der Sammlung handschriftlichen Materiales und ein löbliches Streben, auch die Sonde der Kritik in geeigneten Fällen anzulegen. Benda erinnert vielfach an N. Jäger, den Dorfchronisten aller Dorfchronisten, den Benda vielfach benützt, mitunter auch verbessert, da er ja im Nachbargebiete arbeitet, dem er aber in der Abrundung der Form und in der Wärme der Darstellung weitaus nachsteht. Wir wollen damit die sonst geschickte Darstellungsweise Benda's nicht tadeln, denn die äußere Form Jäger's zu erreichen, ist eben selbst vielen Männern von der Feder nicht möglich. — In den vier vorliegenden Lieferungen werden in drei Abschnitten die äußeren Geschichte des Dorfes und der nachmaligen Stadt, im dritten Abschnitt speziell die Kriegseignisse behandelt. Der Schwerpunkt des Werkes wird nach der eigenen Versicherung des Verfassers (Vorrede) in den späteren Abschnitten, die sich fast ausschließlich mit Kulturgeschichte beschäftigen sollen, liegen. Wir sind gespannt auf dieselben und wünschen dem Verfasser, sowie seinen Mitarbeitern (darunter besonders Herrn Kooperator P. Josef Kessel, dessen statistisch-historische Tabellen eine gewiß sehr dankenswerthe Arbeit bilden) die nothwendige Ausdauer und Spannkraft. Wir unsererseits werden mit Vergnügen auf die Fortsetzung der Publikation zurückkommen, von der wir nur noch sagen wollen, daß sie sich einer sehr hübschen äußeren Ausstattung erfreut.

L. S.

Bilder aus Böhmen. Leipzig, 1876.

Der Verfasser, als gewandter Schriftsteller bekannt, ist ein Alt-Prager; er kennt genau die Zeiten und Personen und besitzt eine feine und sichere Beobachtung, die die Schwächen von Freunden und Gegnern erkennt und sie mit seinem Humor und strafenden Worten geißelt. Mit einer gewissen Angenirtheit, die kein Scheuleder kennt, nennt er die Dinge nicht selten beim rechten Namen, verliert sich aber nicht oft in blos lustiges Geplauder. Die Anekdote, der feine und derbe Spaß muß herhalten, um die Bilder zu illustriren. Daß dadurch oft die Charakterbilder zu Chargen werden, das geniert, wie gesagt, die allzeit schlagfertige Darstellung des Verfassers nicht im geringsten; sein Erzählungstalent weiß auch dem Unscheinbaren einen gewissen piquanten Reiz zu verleihen und es fließt sprudelnd fort aus einer scheinbar unerschöpflichen Urne. Die ganze Art des Verfassers zu schildern ist mit Schuld daran, daß er dabei vom Hundertsten auf's Tausendste kommt, wie es ihm eben sein unerschöpfliches Gedächtniß, das Vieles weiß und Vieles mit erlebt hat, an die Hand gibt; was irgendwie an einen Personen- oder Ortsnamen oder an irgend ein Ereigniß sich knüpfen läßt, das wird zur Stelle geschafft und im kaleidoscopischen Wechsel in scharfer Beleuchtung vorgeführt. Mit der Kritik der Thatfachen nimmt es der Verfasser nicht eben genau, ihm liegt am witzigen Treffer oder am scharfen Schlaglicht, das grell in's Bild hineinfällt. Der Beleuchtungseffekt ist ihm die Hauptsache. Wenn wir nicht irren, so erschien der größte Theil dieser Bilder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Verfasser ist ein vortrefflicher Darsteller; er schildert mit plastischer Anschaulichkeit sein Prag, das er als echtes Pragerkind inwendig und auswendig genau kennt, er ist stolz auf die Vergangenheit und Zukunft seiner Vaterstadt und es setzt scharfe Hiebe auf die nationalen Gegner, mit schonungsloser Hand deckt er hier die geheimen Fäden, dort aber auch die oft lahme Schwachheit und das laissez faire im andern Lager auf. Seine allseitige Kenntniß der Verhältnisse macht es ihm leicht, mit scharfem Blick praktische Fingerzeige zu geben und nicht zu verachtende Vorschläge zu machen. Es ist freilich schade, daß er sich den Kopf anderer Leute wegen zerbricht, die von Allem dem nichts befolgen werden, um es entweder beim Alten zu lassen oder das Neue zu verballhornen. Mit einem solchen Wegweiser wandelt es sich gut durch die alten und neuen Straßen Prags und durch all die verborgenen Winkel; das wird alles so anschaulich illustriert, daß man das bewegte Bild festhalten muß. Prag steht gerade jetzt an einem wichtigen Wendepunkte seiner ganzen Entwicklung, und ein Mann, der mit

Liebe zu dem Alten künstlerischen Sinn für das Neue verbindet und es gerne sieht, wenn die goldene Stadt in die rechten Bahnen einer gewaltigen Zukunftsentwicklung gelenkt wird, thut wirklich Recht, wenn er seine Stimme mahnend erhebt. Es fehlt bei diesen Stadtbildern, die den ganzen Typus Prags und der Prager umfassen, nicht an komischer, ja burlesker Staffage; aber auch die ernsten und würdevollen Züge weiß der Verfasser in seine gelungenen Stereoscopbilder am rechten Orte einzufügen. Man lese das dritte Bild „Neuprag“ und wird erstaunen über diese Fülle und Leichtigkeit der Darstellung und den objektiven Blick des Hrs. im Einzelnen. Die Haus- und Hofgeschichten der böhmischen Cavaliere liefern in der Darstellung des Verfassers manches Original. Diese Bilder werfen auf das vormärzliche Leben des böhmischen Adels interessante Lichter und sind so recht in usum des Bürgerstandes geschrieben. In solchen Federzeichnungen sticht aber eben der Gang zum Piquanten beim Verfasser stark hervor. Licht und Schatten vertheilt hier der Verfasser in souveräner Weise; wir bekommen hierbei Kenntniß von manchem vortrefflichen Charakter, wie von dunkeln Ehrenmännern. Daß manche historische Gestalten in dem Hohlspiegel des Verfassers sich sehr stark brechen und nicht selten in's Eckige und Komische verzerrt werden, wird ihm mancher nicht ohne Recht übel nehmen; er nimmt eben Alles entweder unter den Brennspiegel oder die scharfe Loupe. Oft ist der Verfasser mehr Dichter als Beschreiber und Schilderer, dann wirft er den Punktirpinsel weg und malt mit großem breitem Pinsel; seine Landschaftsbilder, die er immer historisch ausführt, athmen einen poetischen Duft, der das wunderschöne Land für den Fremden zum Magnet machen muß. Wo der Schilderer eben nur das Thatsächliche erblickt, da sieht der Dichter sub specie aeterni und weiß uns zu erheben und zu interessieren. Dann zeigt sich auch die feine Aber würzigen Humors beim Verfasser, der das Erdentreiben bald gemüthlich lachend, bald mit ätzender satirischer Schärfe betrachtet; dann entfaltet der Autor eine Schlagkraft des Witzes und eine Bildlichkeit des Ausdrucks, die die Lectüre im Einzelnen so anziehend macht und ein Paroli bietet für die kleinen und großen Scandale und Scandälchen, die er mit Vorliebe zum besten gibt. Würde der Hrs. auf das niedliche Schnitzwerk und auf das Mosaik in seinen Bildern nicht zu sehr Gewicht legen, nicht die Medisance und die Causerie zu stark hervortreten lassen, so würden die Anläufe zum Kulturhistoriker in der Weise Kohl's, die er nimmt, mehr sich geltend machen; für jeden Fall wirft er helle Blicke auch in den tiefen Grund der Erscheinungen und läßt nicht blos die schimmernde Oberfläche spiegeln. Man vergleiche in dieser Hinsicht das erste Bild: Das Deutschtum in Böhmen und sein Kampf um's Dasein; das neunte Bild: Handel und Wandel in Böhmen, und das zehnte: Journale und Journalisten. Das Buch des Verfassers, mit Esprit geschrieben, bietet Jedem, der sich über böhmische Verhältnisse in angenehmer Weise unterrichten will, eine Schatzkammer der Belehrung und Unterhaltung. Sonderbarer Weise ist diesem Buche von gegnerischer Seite gar keine Beachtung zu Theil geworden, was seinen tiefen Grund haben mag. Er ist diesen Herren unermüdlich auf der Fährte und hat mit hinter die Koulißen geblickt. Für gewisse Vorgänge ist dies die beste Weise, sie im Lichte des Komischen zu zeigen. Dabei wird unser Verfasser nie grob, wie es der Gegenpartei gern passiert, wenn sie witzig sein will. Die Ausstattung ist eine vortreffliche.

l. r.

Anton August Naaff: Comotovia. Allgemeines illustrirtes Jahr- und Familienbuch. Mit besonderer Berücksichtigung Deutschböhmens. 3. Jahrgang. Komotau, 1877.

Es würde zu weit führen, wenn wir den reichen und wertvollen Inhalt dieses Jahrbuches einer eingehenden Besprechung unterziehen würden. Außer dem Herausgeber selber, der biographische Skizzen über den berühmten Augenarzt Ferdinand von Arlt und den allgemein bekannten Schriftsteller Ferdinand Stamm, welche beiden Männer wir zu unseren Landesleuten zählen dürfen, geliefert hat, haben sich auch Friedrich Bernau, W. Grube, Karl von Hansgörg, Josef Stoklöw und Nicolaus von Urbanstädt mit ganz

gelungenen biographischen und anderen historischen Aufsätzen theilhaftig. Wir führen dieselben der Reihe nach hier an: 1. Geschichte des Gutes und der königl. Bergstadt Pörsnitz. 2. Schloß Rothenhaus. 3. Hauenstein. 4. Dr. Wenzel Beyer, der älteste medicinische Monograph und Badearzt Karlsbads. 5. Karl Egon Ritter von Ebert. 6. Dr. Alfred Meißner. 7. P. Karl Fischer. Zu übersehen sind auch nicht die „Sagen aus dem Erzgebirge“ und „Deutschböhmens Städtewahrzeichen,“ welche Friedrich Bernau gesammelt und beschrieben hat. Die historischen Aufsätze sind auch von ganz erwünschten Abbildungen in Holzschnitt begleitet. Wir wünschen der „Comotovia,“ welche so sichtlich von dem Streben getragen ist, unseren Volksgenossen eine ebenso belehrende als unterhaltende Lectüre zu bieten, die weiteste Verbreitung in den Kreisen unseres Volkes und ermuntern daher zu recht zahlreicher Anschaffung des in der That gediegenen Jahrbuches.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland. 6. Jahrgang. 1876.

Mit Rücksicht auf die Tendenz dieser „Liter. Beil.“ werden wir Folgendes aus dem ziemlich reichen Inhalt dieses Jahrbuches hier hervorzuheben haben. Zunächst den Aufsatz „Egerische Exulanten,“ worin Adam Wolf, der vortreffliche Historiker, welchen wir mit Stolz unseren Landsmann nennen, die Reformationsgeschichte der Stadt Eger in Kürze nach jener größeren Arbeit behandelt, welche er vor Jahren in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlicht hat. Seinen in dem 5. Jahrgang desselben Jahrbuches veröffentlichten „Denkmälern des Egerer Ghetto“ läßt Dr. Eduard Reichl diesmal einen Aufsatz folgen, dessen Gegenstand „der Judenmord im Jahre 1350 in Eger“ ist. Wir können den Verfasser nur ermuntern, in der Erforschung dieser speciellen Seite der Egerischen Geschichte fleißig fortzufahren. Ein Minoriten-Mönch aber soll es gewesen sein, dessen Predigt in der Charwoche den Egerer Pöbel zu blutigen Excessen gegen die unglückseligen Juden getrieben hat. Unwahr ist übrigens, daß nur ein einziger Jude dem Blutbade entronnen, und sucht der Verfasser auch den Nachweis zu führen, daß nicht maßloser Wucher den blutigen Tag heraufbeschworen, sondern der liebe Neid um den vielen Gewinn, welchen die Israeliten in natürlicher Folge ihrer Betriebsamkeit einheimsten. Die Egerer Stadthäupter (maiores, nicht „Vornehmeren“) sind dann nicht ohne bedeutendes Strafgeld, welches ihnen Karl IV. auferlegte, weggekommen. — Außerdem bringt das Jahrbuch noch „Beiträge zu einem Egerländer Namenbüchlein“ von G. H., einen „Aberglaube im Egerlande“ betiteltten Aufsatz von H. Gr adl, den Abdruck einer Advocaten-Rechnung aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und von Georg Schmid: „Kulturgeschichtliche Notizen vom Egerlande.“ Wir halten etwas auf die Leute, die Liebe zu ihrer Heimat tragen; das Egerer Jahrbuch aber ist ein sprechender Beweis, wie dem Egerländer seine Heimat an's Herz gewachsen ist.

Alfred Ritter von Arneth: Geschichte Maria Theresias. 7. Band: Maria Theresias letzte Regierungszeit. 1763—1780. 1. Band. Wien, 1876.

Das bekannte Werk, welches unserer großen Kaiserin Leben und Wirken in umfassender Darstellung behandelt und eines ihrer schönsten Denkmale bilden wird, geht seiner Vollenbung entgegen. Die beginnende vierte Abtheilung desselben ist bei der Schilderung jener stilleren, auf das Innere des Staates und der Familie zurückgezogenen Thätigkeit Maria Theresias angelangt, die sie nach Beendigung des siebenjährigen Krieges entwickelte, rastlos wie in der Vertheidigung des Erbes ihrer Väter nun in der Befestigung und Neubelebung der geretteten Monarchie.

Noch ehe mit dem großen Feinde der Subertsburger Friede geschlossen war, wurde an eine

Reform des von Haugwitz entworfenen „Neuen Systems“ vom J. 1749, das sich während des Krieges nicht bewährt hatte, gedacht, damit „die rechte Verbindung aller Theile mit dem Ganzen, folglich ein auf richtige Grundsätze gebautes Universalssystem in den inneren Angelegenheiten“ erreicht werde, und Ende 1760 drängte die Kaiserin in ihren Kanzler, seine dahin abzielenden Vorschläge von 1758 auszuführen. Um die vollständige Abänderung des bisherigen politischen Systems mit Erfolg durchzuführen, sollte an Stelle der unzulänglichen Ministerconferenzen zur Ueberwachung der Justiz, der Polizei, der Finanzen und des Handels, zur Beachtung sämtlicher Landesangelegenheiten eine consultative Centralbehörde geschaffen werden und so trat am 26. Jänner 1761 der Staatsrat ins Leben. Sorgfältig wurden die Mitglieder auserwählt. Ihren Kanzler mochte die Kaiserin im Rat nicht missen, Haugwitz wurde durch die Berufung in denselben aus dem von ihm geschaffenen Directorium, in dem er doch bei dessen beabsichtigter Umgestaltung nicht bleiben konnte, entfernt, mit ihm kam sein erprobter Gehilfe Blümegen und zur Wahrung der Kriegsangelegenheiten Daun herein. Reichshofrat Borié, der in der Verwaltung erprobte Stupan und Anton König als Referendar vervollständigten das neue Collegium. Sofort wurden in jeder Sphäre des öffentlichen Lebens Maßregeln ergriffen, welche dem finanziellen Ruin des Reiches vorbeugen sollten und die Centralgewalt des Staates stärkten. Mit vollem Eifer setzte sich für die Reformen Erzherzog Joseph ein, der seit Kurzem an den Staatsgeschäften theilnahm und den Sitzungen des Staatsrates regelmäßig bewohnte. In den von ihm zu dieser Zeit verfaßten Denkschriften, vorzüglich in seinen „Träumereien“, die Arneht ausführlich beleuchtet, zeigte Joseph schon deutlich seine Ansichten über Staat und dessen Beherrschung, seine großherzige Menschenliebe, zugleich aber auch die Schroffheit, mit der er glaubte, daß „die einzelnen Länder belehrt und einsehen gemacht werden müßten, wie nützlich ihnen seine Art von Despotismus sein würde.“ Lenkte er dadurch die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich, so zog sich bald die öffentliche Aufmerksamkeit in noch höherem Maße auf ihn, als die Mutter seine Wahl zum römischen König zu betreiben anfing. Der Stimme Georgs III. war man nach der bisherigen Politik Hannovers sicher, Mainz und Trier waren durch pecuniäre Vortheile zu gewinnen, der Kurfürst von Sachsen trotz seines antiösterreichisch gesinnten Ministeriums Theresien gewogen. Schwieriger schien es bezüglich Baierns und der Kurpfalz zu stehen, die beide für ihre Stimmen Gebietscompensationen oder doch die kaiserliche Bestätigung des neuen Erbvertrags zwischen Maximilian Joseph und Theodor anstreben mochten, während Oesterreich sich bei seinen Ansprüchen auf große Theile Baierns und der Pfalz nicht die Hände binden wollte. Es kam darauf an, ob Friedrich II. sein Hubertsburger Versprechen, Joseph zu wählen, halten wolle und wie er noch über das von ihm ausgesprochene Erfordernis der Stimmeneinhelligkeit bei der Königswahl denke. Vorsichtig ließ Kannitz durch Dietrichstein in Berlin sondieren, aber Friedrich hielt Wort und bewog den Kurfürsten von der Pfalz, der in der That die feindseligste Haltung beobachtete, zur bedingungslosen Nachgiebigkeit. Am 27. März 1764 fand die einstimmige Wahl statt. So war die alte Stellung Oesterreichs in Deutschland gesichert und Maria Theresia widmete all' ihre Sorge zunächst der Hebung der Finanzen, die durch die unermesslichen Opfer des Krieges auf eine Art gelitten hatten, daß geradezu Staatsbankerott drohte. Sollte eine Besserung möglich werden, so war es klar, daß Ungarn an den Lasten des Staates ausgiebiger tragen müsse, als es bisher geschehen war. Schon Anfang 1763 hatte man auf die Bürgschaft des ungarischen Adels hin, der in Wien versammelt worden war, ein Anlehen von 10 Mill. zu contrahieren begonnen, die Durchführung desselben war aber unterblieben, als durch den Friedensschluß das dringendste Bedürfnis hiezu wenigstens für den Augenblick beseitigt wurde. Der Eifer, mit welchem der Staatsrat gerade auf Ordnung der zerrütteten Finanzen bedacht war, lenkte indessen immer wieder die Aufmerksamkeit der Regierung auf die geringe Betheiligung Ungarns an der Bestreitung der Ausgaben, und die Kaiserin entschloß sich, den seit 1751 nicht mehr versammelten Landtag zusammenzurufen, um von den Ständen eine Erhöhung der Contribution um eine Million zu erlangen. Zugleich sollte die nicht mehr entsprechende Insurrection zweckdienlich umgestaltet werden. Um

Ungarn günstig zu stimmen, wurden verschiedene Ungarn ehrende Maßregeln ergriffen, namentlich ward der Stephansorden gestiftet. Aber der Landtag zeigte keine Neigung, die königl. Propositionen anzunehmen. Er stellte ihnen als wichtigeren, zunächst zu erledigenden Gegenstand der Beratungen nicht weniger als 228 Gravamina entgegen. Eine vom Custos der Wiener Hofbibliothek, dem gelehrten Kollar, gerade erschienene Schrift „Ueber die gesetzgebende Gewalt der ungarischen Könige“, die aus der Staatsdruckerei hervorgieng und mit den Forderungen der Regierung zusammenzuhängen schien, beleidigte die Magnaten, ja das ganze Land und der Landtag forderte Genugthuung. Eine solche wurde wol gegeben, indem die Einfuhr des Buches nach Ungarn für so lange, bis dessen Inhalt geprüft werde, verboten ward, als aber der Landtag trotz diesem und trotz aller Huld, die Maria Theresia den Ungarn in jenen Tagen erwies, die Propositionen ablehnte, so verließ sie mit allen Zeichen des Misfallens Preßburg. Das brachte den Landtag zur Einsicht, in seinem Widerstand zu weit gegangen zu sein, und er bewilligte schließlich eine Erhöhung der Contribution um 600.000 fl., so daß sie nun 3,900.000 betrug. Die Kaiserin gab sich damit zufrieden, als aber ihre weiteren Hoffnungen, die Lage des Volkes gegenüber dem Adel gebessert zu sehen, vom Landtag unerfüllt blieben, löste sie ihn am 21. März 1765 nach neunmonatlicher Dauer auf. Sie that es um so lieber, als sie damals ganz durch die Verhandlungen wegen der Vermählung Leopolds mit Louise von Spanien in Anspruch genommen war. Die Schwierigkeit dabei, daß der Erzherzog schon der Beatrix von Modena versprochen war, wurde glücklich beseitigt und die Infantin verließ im Juni Spanien, um in Innsbruck mit dem ihr durch Procura bereits angetrauten Leopold zusammenzutreffen. Der Kaiser, die Kaiserin und Joseph begleiteten ihn dahin, dort aber trat das unglückliche Ereignis ein, das seither verdüsternde Schatten auf das Gemüth Maria Theresias warf, der plötzliche Tod des Kaisers Franz. Ohne in den Regierungsorgen zu ermüden, und ohne ihren Rechten der Beherrschung der österreichischen Staaten etwas zu vergeben, ernannte sie sofort Joseph zum Mitregenten, der nun freilich in dem ihm eingeräumten Wirkungskreis so regsame Selbständigkeit entwickelte und oft wie in der Frage der Censur so ihren Ansichten entgegen-gesetzte Maßregeln vorschlug, daß sie sich hütete, ihm mit Ausnahme der rein militärischen Dinge Machtvollkommenheit einzuräumen. Im Kriegswesen entwickelte er die größte Thätigkeit. Mit Lach, der nach Dapns Tod mit Hintansetzung älterer Generale Leiter des Hofkriegsrats wurde, unternahm er es, trotz Ersparungen im Heerwesen, die Schlagfertigkeit der Armee zu heben, ihre Verpflegung zu bessern, gute Karten anzufertigen, die Festungen in Stand zu setzen und neue zu bauen, überhaupt alle Erfahrungen des unglücklichen Krieges anzunützen. Daneben brachte er, wie Kenier hervorhebt, allen Zweigen des Staatslebens das regste Interesse entgegen. Sein Einfluß machte sich außer in der Hofhaltung besonders im Finanzwesen geltend. Hatte schon die umsichtige Leitung desselben durch Kaiser Franz den Staatscredit, welcher bei einer Schuldenlast von über 300 Mill. sehr gesunken war, in etwas gebessert, so entschloß sich Joseph zu dem wahrhaft großartigen Schritt, die ganze väterliche Erbschaft dem Staate zu widmen und 1768 war dadurch eine jährliche Ersparnis von 870.000 fl. Zinsen erreicht. Der Credit hob, der Wert der liegenden Güter steigerte sich und die an Inhaber von Obligationen baar ausgezahlten 8 Millionen belebten Handel und Industrie. Die Abgabenlast des Volkes zu verringern, so lange nicht vollständiges Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt sei, weigerte sich Joseph freilich auf's entschiedenste. Maria Theresia hatte für ihres Sohnes Wirken anfangs volle Anerkennung, aber die Meinungsverschiedenheiten traten doch immer unverkennbarer an den Tag. Er opferte ihr seine Ueberzeugungen eben so wenig, wie sie von den ihrigen abgieng, und als er Anfangs 1769 erklärte, er könne fernerhin in Staatsgeschäften Actenstücke nur mit Hinzufügung einer Clausel fertigen, die es ersichtlich mache, daß er es nicht aus freiem Antriebe, sondern nur in Erfüllung seiner Pflicht als Mitregent thue, so gab es einen ziemlich ernstlichen Conflict. Daß Joseph schließlich nach harter Selbstüberwindung nachgab, war nur ein Beweis seiner kindlichen Ehrfurcht vor der Mutter. Ein Act politischer Einsicht war es von ihm, daß er Rammth, der im Juni 1766 sein Entlassungsgesuch einreichte und an

dessen Regierungsprincipien er nicht so unbedingt wie Maria Theresia hielt, ebenso entschieden im Amte zu halten befreit war, wie seine Mutter. Die Beweggründe zu jenem Entlassungsgesuch liegen ziemlich klar vor. Die beabsichtigte Berufung Starhemburgs nach Wien, welcher als eine Art Adlatus des Kanzlers in den immer langsameren Geschäftsgang des auswärtigen Amtes Leben bringen und sich zum Nachfolger des Kaunitz heranbilden sollte, das öfters sehr energische Eingreifen Josephs in seine Angelegenheiten, die bevorzugte Stellung Tschy's beim Kaiser verstimmt Kaunitz und das Ableben seiner treuen Gehilfen Dorn und Giusi reiften in ihm den Entschluß, einen Dienst aufzugeben, der nicht mehr über Alles geschätzt war. Aber der Kaiserin galt er noch so viel und sie wies das Ansuchen zurück. Nur widerstrebend versprach sie, ihn nach zwei Jahren zu entlassen, wenn er dann noch darauf bestünde. Es traten aber im Amte des Kanzlers Veränderungen ein, die seine Arbeit erleichterten.

Acht von den dreizehn Capiteln des Buches sind der Familiengeschichte gewidmet, sie sind reizende Bilder, die anziehendsten Stücke, durch sie bekommt die Zeichnung der Kaiserin Maria Theresia lebendige Ergänzung als Mutter ihrer Familie. Rührend ist ihre Thätigkeit um die Versorgung der zahlreichen Kinder, besonders nach dem Tode des Vaters; unermüdblich ist sie in Heiratsprojecten, aufopfernd bei der Ausstattung der Töchter und Söhne, deren lieb- und hilfreiche, tröstende und belehrende Mutter sie auch nach der Trennung bleibt. Das Verhältnis zu dem Thronfolger Joseph zieht sich durch den ganzen Band und dessen liebevoller, etwas exaltierter Gemahlin Isabella von Parma ist ein Capitel gewidmet, welches besonders viel des Interessanten bietet. Von den andern drei Söhnen machte Leopold von Toskana der Mutter anfangs einige Sorgen, da er gegen seinen großmütigen Bruder Joseph wegen der Erbschaft des Vaters einige Gereiztheit, der Mutter wenig Offenheit bewies und auch wenig Sinn für Sparsamkeit zeigte, aber bald legte sich jede Besorgnis und Maria Theresia konnte mit ihrem zweitältesten Sohne sehr zufrieden sein. Ebenso glücklich mochte ihr Mutterherz über Ferdinand sich fühlen, der 1771 mit Maria Beatrix von Modena getraut wurde und dessen Ehe eine musterhafte war. Ihr Liebling war Maximilian, der als der jüngste für den geistlichen Beruf erzogen ward, ohne daß Maria Theresia ihm irgendwie hätte Zwang anlegen wollen. Sie dachte ihm die ehrenvolle Stellung eines Hoch- und Deutschmeisters und die Statthalterchaft in Ungarn zu, wenn Albert von Sachsen nach den Niederlanden versetzt würde. Interessant ist, daß sie auf eine Anfrage des Kölner Capitels antwortete, sie werde nie zulassen, daß ein Sohn von ihr geistlich werde. „Wan er mönch werden will, ist es was anderst, kein Fürst aber nicht,“ Bekanntlich wurde Max doch Kurfürst von Köln und Bischof von Münster. Die Denkschrift, welche ihm Maria Theresia mitgab, als er 1774 ihrem Wunsche gemäß eine größere Reise durch Europa antrat, ist eine der bezeichnendsten unter den vielen, mit denen sie ihre Kinder beim Eintritt in das Leben bedachte. Man möchte diese eigenthümlichen Instructionen trotz ihrer Langathmigkeit nicht im Buche missen, obwol sie leicht „dem überflüssig und lästig erscheinen mögen, der die Sonde der Kritik an sie legt“, wie sich die Verfasserin einmal selbst ausdrückt. Sie haben nicht immer ihren Zweck erreicht, sie haben nicht immer das Wesen ihrer Kinder treffend charakterisirt, geben aber mit jedem Wort ein Zeugnis für die Trefflichkeit der Schreiberin.

Manches Unglück erlebte die Kaiserin in dem Zeitraum, welchen der vorliegende Band behandelt, mit ihren Töchtern. Josepha starb an den Blattern, als eben große Vorbereitungen zu ihrer Vermählung mit dem König von Neapel getroffen wurden, und Elisabeth trug es schwer, daß alle Heiratsprojecte für sie scheiterten. Stanislaus Poniatovsky bewarb sich umsonst um ihre Hand, der Herzog von Chablais gewährte keine gute Partie und die Bemühungen um Ludwig XV. brachten nur eine Reihe peinlicher Correspondenzen mit sich. Caroline, die statt Josepha an den König von Neapel, den verwahrlosten Ferdinand, vermählt war, erwies sich zwar fort als gute Tochter, und Joseph gab ihrem Benehmen bei seiner Anwesenheit in Italien im Jahre 1769 das schönste Zeugnis, aber Maria Theresia hatte doch die begründete Ueberzeugung, daß ihre Tochter ein Opfer der Politik geworden, obwol sie die späteren Verirrungen derselben nicht voraussehen konnte. Noch schmerzlicher war ihr die offenbare Entartung derjenigen Tochter,

auf die sie die meisten Stücke gehalten hatte, der Amalia, um die sich Prinz Karl von Zweibrücken umsonst beworben hatte, und die dem Ferdinand von Parma vergeben ward. Ihr Auftreten als Herrin des Landes, hochfahrend, leidenschaftlich und unfürstlich, ihre Opposition gegen den spanischen Minister Du Tillot und den König Karl III. führten zu gewaltsamem Abbruch aller Verbindungen mit Parma, zum Verbot jeden brieflichen Verkehrs mit den Geschwistern und zu bleibender Erkaltung zwischen Mutter und Tochter. Einen Trost boten freilich die schönen häuslichen Verhältnisse der Erzherzogin Maria Christine, das tactvolle, gewinnende Benehmen der Dauphine Marie Antoinette in der Nähe einer Dubarry und selbst die anspruchslos resignierte Wirksamkeit der Marianne, welche 1766 Aebtissin des Damenstiftes zu Prag geworden war. Jedenfalls konnte Maria Theresia im Jahre 1776, wo keines ihrer Kinder der unmittelbaren Leitung mehr bedurfte, mit dem Bewußtsein Alles zu deren Glück versucht zu haben, sich wieder ausschließlich dem Wohle ihrer Völker widmen. Die Schilderung davon bleibt dem nächsten Band vorbehalten.

Die Art der Arneht'schen Darstellung ist bekannt. Sie erwärmt, zumal uns Oesterreicher, aber sie erhebt sich selten in großen, umfassenden Zügen aus dem reichen und gut behandelten Detail. Die einzelnen Abschnitte sind für sich abgeschlossene, zuweilen meisterhaft entworfene Bilder, das Ganze gibt aber nur ein Mosaikgemälde. Man könnte fast ohne Nachtheil für das Verständnis die Capitel in beliebiger Reihenfolge lesen. Daß so vielfach die Stimmen der Zeitgenossen citirt werden, ist für den selbstdenkenden Leser sehr lehrreich und erwünscht, doch möchte es nicht schaden, wenn das Urtheil des Historikers hie und da entschiedener zu Tage träte. Im Einzelnen klingt diese Schüchternheit einigermaßen komisch, wenn es z. B. S. 67 heißt: „Aber die Richtigkeit mancher Anschauungen Josephs wird man auch heut zu Tage noch zugeben müssen. So behauptet er wol mit Recht, daß im Staate nur das persönliche Verdienst Geltung und Anerkennung finden solle.“ Was Arneht's Publicationen immer auszeichnet, die Fülle neuen Materials, ist auch diesmal in hohem Grade zu finden, und selbst altbekannte Thatsachen gewinnen durch Anführung neuer Documente eine interessante Beleuchtung.

Jglau, am 4. November 1876.

Dr. Langhans.

P. Benedict Braummüller: Hermann, Abt von Niederaltaich. Beilage zum Jahresberichte der Studienanstalt Metten für das Studienjahr 1875/6.

Bekanntlich gehört zu den bedeutendsten Annalisten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Abt Hermann von Niederaltaich in Baiern. P. Braummüller unternimmt es nun in dem oben citirten Buche das Leben dieses Abtes auf Grund der über ihn bereits gedruckten Quellen eingehend zu schildern. Niederaltaich, eines der ältesten Klöster Baierns und ursprünglich reichsunmittelbar, welche Eigenschaft es im Jahre 1152 einbüßte, hatte im 13. Jahrhundert von den uns schon bekannten Grafen von Bogen sehr viel zu leiden. Hermann, der schon als Knabe in's Altaicher Kloster gekommen zu sein scheint, wurde im Jahre 1242, einige Monate nach dem Aussterben der Bogner, zum Abte gewählt. Der Verfasser bespricht nun in zwei Abschnitten zuerst die innere und dann die äußere Leitung und Verwaltung der Altaicher Abtei durch Hermann, welcher erst im Jahre 1275 starb, nachdem er schon zwei Jahre früher nach einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Verwaltung seines Klosters wegen körperlicher Leiden auf die Abtswürde hatte resigniren müssen. Wir wollen hier nur die Beziehungen Hermanns zu Böhmen hervorheben. Von Rhon aus wurde den 2. März 1247 Abt Hermann vom Papste beauftragt, „darüber zu wachen, daß die Aebte der Prager und Olmützer Diöcesen zur Förderung der Ordenszucht jährliche Kapitel hielten.“ Am 8. Juli 1260 schloß er mit dem Kloster Kladrau ein Freundschaftsbündniß. Er bemühte sich auch im Vereine mit den böhmischen Prälaten in Rom die Heiligsprechung des Einsiedlers Günther zu erwirken, welcher im 11. Jahrhundert, nachdem er früher Mönch in Altaich gewesen war, im Böhmerwalde gelebt hatte, und dessen

Einfluß auf den böhmischen Herzog Bretislav ja bekannt ist. Hermann mußte im Auftrage des Papstes mit dem Abte von Strahov und dem Probste von Michnadh die Wunder, die am Grabe Günthers zu Břevnov geschehen waren, näher untersuchen. Die Heiligspredung kam aber damals nicht zu Stande.

P. Braunnmüller hat sich durch diese Schrift um die bayerische Geschichte wieder neue Verdienste erworben, und wir wollen hoffen, daß er noch recht oft mit ähnlichen Abhandlungen die historische Welt erfreuen werde.

A. Mörath.

Dr. Richard Koepell: Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Göttingen, 1876.

An 36 Jahre ist es, seitdem Koepell die Grundlage einer kritischen Behandlung der Geschichte Polens gelegt hat. Seine „Geschichte Polens,“ welche die ältesten Zeiten bis zum Ausgang des XIII. Jahrhunderts umfaßt, wird in allen Zeiten als ein Meisterwerk ersten Ranges betrachtet werden müssen. Seit jenen Tagen ist die Geschichte Polens im Ganzen und in einzelnen Partien in kritischer Weise behandelt worden, Koepell selbst hatte sich seit mehr als einem Menschenalter anderen Arbeiten zugewendet, seinen gewaltigen Torso der rüstigen Kraft Caro's anvertrauend. Es muß als ein besonders glücklicher Umstand bezeichnet werden, daß Koepell nach so langer Zeit zu seiner ersten Neigung¹⁾ zurück kehrt, und daß er seine Thätigkeit gerade jener Periode zugewendet, welche für uns das größte Interesse hat, der Zeit vor dem Zusammensturz des polnischen Reiches. Der Zusammenbruch Polens ist in neuester Zeit von verschiedenen Standpunkten aus dargestellt worden, es lohnt sich aber immer, einen Blick auf jene unseligen Zustände des Landes zu werfen, welche dessen Unglück zunächst herbeigeführt haben, d. i. auf die Zeit der sächsischen Herrschaft in Polen.

Es ist eine düstere, trostlose Ansicht, die uns Koepell in seinem neuesten Buche zeigt. Eine allgemeine Betrachtung über die Verhältnisse des Landes leitet dasselbe ein. Die Zustände Polens unter den sächsischen Königen sind herzlich schlecht, die Könige sind von jenen Mächten abhängig, von denen sie auf den Thron gerufen wurden, besonders von Rußland, dessen Einfluß in demselben Maße steigt, je tiefer die Selbständigkeit der Republik sinkt. Die Ohnmacht der Krone datiert schon aus früheren Tagen, ihr steht der mächtige, allgewaltige Adel gegenüber, dessen Allmacht das Wort Friedrich August's charakterisirt: „Wenn ich gewußt hätte, was hier im Lande ein Krongroßfeldherr sei, ich hätte mich lieber um dieses Amt als um die Krone beworben.“ Der Adel ist im Besitz aller Gewalten: die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Justiz, die Finanzen und das Kriegswesen sind in seinen Händen — er ist in Wahrheit souverain. Der Adel wird durch einige Familien, die Potocki, Sapieha, Lubomirski, Radzivil und Czartoryski repräsentiert. Sie „die Herren“ regieren den Adel, sie sehen auf ihn herab wie die Cedern des Libanon auf das kleine Gesträuch und Gestrüpp. Der Adel, der Clerus und das „Volk“ sind in bodenlose Unwissenheit versunken, in Geschmacklosigkeit und Barbarei. Die Erziehung des Adels lag in den Händen der Jesuiten, die bigotteste Devotion auf der einen — Entfittlichung auf der anderen Seite waren die Folgen davon. Clerus und Adel vergeudeten Zeit und Gut in den üppigsten Schlemmereien: „Sie aßen und tranken und machten sich den Leibgürtel weiter.“ In Gastmählern und Trinkgelagen gieng ihre ganze Thätigkeit auf. Man rühmt den großen Säufer, wie in früheren Zeiten den kühnen Hetzen. Es kommen in Koepells Darstellung wol zahlreiche Bilder vor wie dies: Eine Gesellschaft adeliger Herren zieht des süßen Weines voll und halbnaakt auf den Markt, an ihrer Spitze schreitet der Bischof, der nur noch fallend die Worte hervorbringt: „Laß mich bei dir schlafen, denn der Regen durchnäßt mich.“ In Folge der tol-

1) Von kleineren Arbeiten natürlich abgesehen, die noch vor der Geschichte Polens erschienen.

len Verschwendung gerathen selbst die reichen Familien tief in Schulden, die Landwirtschaft kommt herab, die Städte dem Adel preisgegeben schwinden dahin. Die polnischen Land- und Reichstage sind sprichwörtlich, von dem Palladium der Freiheit „dem liberum veto“ kann sich der Adel nicht trennen, denn er kann ohne dasselbe ebenso wenig bestehen, wie der „Mages“ ohne Christenblut. Und wie sah es nun erst mit der Justiz aus! Alles in Allem, schließt Roepell das treffliche Kapitel: „die Republik lag um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts im tiefsten Verfall, das sociale und politische Leben aller ihrer Glieder war durch und durch krank. Der König war durchaus bedeutungslos. Die „Herren“ hatten die Macht, ihren Einfluß zu wahren, ihre Leidenschaften zu befriedigen, der gewöhnliche Adel führt ein rohes und zügelloses Leben, die Städte liegen in Trümmern, der Bauernstand ist geknechtet, die Finanzen zerrüttet, die Armee in Auflösung. Wol erhoben sich von Zeit zu Zeit Cassandrarufe, wol sahen einzelne Patrioten schon 100 Jahre vor der Theilung Polens diese voraus, und erklärten, das Land müsse den Moskowitern, den Oesterreichern und Preußen zur Beute werden. Männer wie Karwicki und Leszczyński forderten laut zur Umkehr auf: Man müsse das liberum veto aufheben, den Geschäftsgang vereinfachen, das Gerichtswesen, die Finanzen und das Armeewesen reformieren. Unter den Reformern spielen die Czartoryski eine bedeutende Rolle. Aus altem Geschlechte entsprossen, gehörten sie ursprünglich dem orthodoxen Glauben an, erst nach ihrem Uibertritt zur kath. Lehre datiert ihre große Bedeutung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ragen besonders die Brüder Michael Friedrich und August Alexander hervor. Aber erst die Heirat des letzteren mit einer reichen Witwe hat der Familie die gewaltigen äußeren Mittel in die Hand gegeben; sie ist im fortwährenden Steigen, bald nennt man sie in polnischen Landen nur kurzweg „die Familie.“ Zu August II. standen sie in den besten Verhältnissen und in Opposition mit den anderen hochadeligen Familien des Landes, eine Opposition, deren gewaltthätiges Auftreten (auch die schwächsten) Versuche einer Reform bereitete. Nach des Königs Tode schloß sich die „Familie“ an Leszczyński an und ließ sich, als dieser nicht mehr zu halten war, ihren Uibertitt zu August III. theuer genug bezahlen. August III. war ein durchaus unfähiger Regent. Selbst die dringendsten Geschäfte des Staates waren nicht im Stande, ihn aus seiner Trägheit zu rütteln, er war ein Spielzeug in den Händen der „Familie“ und Brühl's, des großen Diplomaten in kleinen Dingen. Brühl's Stellung in den österreichischen Erbfolgekriegen ist bekannt genug; was am dringendsten für den Staat gewesen, die Aufstellung eines tüchtigen Heeres und die Schaffung der Mittel dazu, was man auch allgemein als notwendig erkannte, der crasseste Egoismus der einzelnen Coterien hat es vereitelt. Dafür wurde Polen im siebenjährigen Kriege wiederholt die Operationsbasis für preußische und russische Armeen und schon nach Elisabeth's Tode war die Gefahr einer Theilung Polens im Anzuge; die Allianz Peters von Rußland mit Friedrich von Preußen ward indeß wenig gefährlich, denn schon nach wenigen Monaten stürzte Katharina ihren Gemahl vom Thron und erhob sich zur Selbstherrscherin aller Rußen. Nun war in Polen für die „Familie“ die Zeit gekommen. Anfangs im besten Einvernehmen mit Brühl war die Macht der Czartoryski später zumeist durch eigene Schuld zurückgedrängt worden; in Opposition gegen den Hof hatten sie frühzeitig die innigsten Verbindungen am russischen Hofe angeknüpft, der junge Poniatowski, ein Mitglied der „Familie“, war ein erklärter Günstling Katharinas. Mit ihm stand sie auch später im vertrauten Briefwechsel. Sie war es, welche in ihm den Ehrgeiz geweckt und ihm die Aussicht auf den Thron seines Vaterlandes eröffnet hat; sie sprach zuerst es aus, daß die Interessen Preußens und Rußlands bezüglich Polens vollkommen übereinstimmen, man werde den Polen einen König geben können, der den beiden benachbarten Staaten gefalle. Nun hatte die „Familie“ natürlich auch das Interesse Preußens für sich, ja selbst Frankreich bemühte sich um die „Familie“; man werde, so erklärte man von französischer Seite, derselben alle Protection gewähren, wenn sie nur dem Vordringen Rußlands in Polen ein Ziel setzen würde. In jenen Tagen war es, wo man abermals von Seite der „Familie“ die Reformideen aufnahm; aus der Feder des Piastisten Komarski und unter ihrem Einflusse stammt die Schrift: „Uiber das Mittel zu erfolgreichen Berathungen,“ welche in den Jahren 1760—63

erschienen ist. „Das liberum veto — so lautet ihr bedeutendster Satz — ist weder ein altes Recht, noch der Augapfel der Freiheit, es ist vielmehr die größte Tyrannie eines Einzelnen der Gesamtheit gegenüber. Die Entscheidung durch Stimmenmehrheit sei das einzig Vernünftige, die Einstimmigkeit erschwere jedes Gute und befördere das Schlechte. Es sei am besten den Thron erblich zu machen und ein festes Landrecht zu geben.“

Das Werk des Piaristen gewann großen Beifall, die Schäden, welche der Staat in den letzten Jahrzehnten erlitten, waren zu auffällig, als daß man über sie hätte hinwegsehen können. Von dem Reformeifer ist natürlich vor allem „die Familie“ befeßt, in die Masse des Volkes ist derselbe nicht gekommen; um so mehr trat die „Familie“ mit dem Gedanken an eine Conföderation hervor, da man auf gewohnten Wegen nicht zum Ziele gelange. In einer Denkschrift an die Kaiserin von Rußland führt dieselbe den Gedanken aus und bittet um deren Beistand. Eine kurze Revolution, läßt sich die „Familie“ vernehmen, sei das geringste Unglück für das Land, nur darf man mit den Mitteln nicht sparen und da sei russische Hilfe unbedingt notwendig. Die Kaiserin gieng auf den Gedanken lebhaft ein, ein Heer stand zur Ausführung desselben an den Gränzen Polens bereit, großartige Geldsummen waren der „Familie“ zur Disposition gestellt worden, im Lande hatte sich der Gegensatz der Czartorjnski und der Hofpartei immer mehr zugespitzt, ein Ausbruch des Bürgerkriegs und der Einmarsch der Russen war mit jedem Momente zu erwarten — da erklärte Katharina, sie wolle keine Conföderation vor dem Tode des Königs, sie wolle auch keine Rußland schädliche Neuerung zugeben. Natürlich. Polen wäre nach der Realisierung der Reformideen ein für Preußen und Rußland gefährlicher Nachbar geworden. Wenn Katharina erklärte, sie wolle keine Conföderation vor dem Tode des Königs, so brauchte sie bis zu jenem Momente nicht lange zu warten. Der König starb am 5. October 1763 in Dresden. Wer sollte der Nachfolger desselben werden? Werden die Reformideen der „Familie“ zum entscheidenden Durchbruch gelangen? Es ist ein bedenkliches Moment der polnischen Geschichte, bei welchem uns der Verfasser verläßt. Er hat mit sicherem Urtheil die ganze Erbärmlichkeit der politischen und socialen Verhältnisse des Landes dargelegt, in meisterhafter Weise die tiefe Verkommenheit desselben, das Ringen der Parteien, die elende Selbstsucht der „Herren“, den steigenden Einfluß Rußlands dargelegt. Wird es dem unglücklichen Lande gelingen, den letzteren abzuschütteln, um zu einer durchgreifenden Reform an Haupt und Gliedern zu gelangen? L.

☛ Eine Anzeige der historischen Aufsätze in den Programmen der deutschen Mittelschulen Böhmens wird die „Liter. Beil.“ des nächsten Hefes aus der Feder des Hrn. Gymn.-Directors Dr. G. Biermann bringen. Auch werden die verehrl. Directionen dieser Mittelschulen von der Geschäftsleitung des Vereines höflichst ersucht, die Programme ihrer Anstalten inskünftig regelmäßig und gefälligst einzusenden zu wollen. Die Geschäftsleitung hat insbesondere in diesem Jahre gerechten Anlaß, ihr Bedauern über Vernachlässigung und Ignorirung in dieser Beziehung auszusprechen. ☛

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

III.

1876/77.

Zur Geschichte des Kanzleiwesens der Přemysliden.

Die diplomatischen Studien, welche vor 200 Jahren einen so überaus rühmlichen Anfang genommen haben und im vorigen Jahrhundert mit vieler Vorliebe cultivirt worden sind, freilich ohne einen ihrem großartigen Anfang entsprechenden Entwicklungsgang zu nehmen, sind in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zum großen Schaden für die historische Kritik ganz und gar vernachlässigt worden. Im letzten Vierteljahrhundert hat sich aber in diesem Gebiete wieder ein reges Leben geltend gemacht und haben hiezu die Franzosen, ganz besonders aber der Schöpfer der deutschen Kaiserregesten, J. F. Böhmcr, welcher immerdar zu den glänzendsten Namen der Geschichtsforschung zählen wird, den Anstoß gegeben. Wir können übrigens mit einiger Genugthuung constatiren, daß sowohl der Hauptvertreter der neuen Richtung in Erforschung des Urkundenwesens, Th. Sichel, als auch der Mann, welchem wir die jüngste, wichtigste Erscheinung der diplomatischen Literatur zu verdanken haben, J. Ficker¹⁾, an österreichischen Universtitäten (Wien und Innsbruck) wirken und daß derjenige, welcher diesen beiden ausgezeichneten Männern auf diplomatischem Gebiete sich würdig beigesellen darf, F. Stumpf = Ventano, ebenfalls einer inländischen Universtität (Innsbruck) angehört. Dieser aber und Sichel haben im Jahre 1875 die Leitung der diplomatischen Abtheilung der Monumenta Germaniae übernommen und berechtigen zu der gegründeten Erwartung, daß die ältesten deutschen Kaiserurkunden in nicht allzu langer Zeit in einer Publication vorliegen werden, welche mustergiltig für alle ferneren Urkunden-Publicationen werden wird.

Daß übrigens das regere Geistesleben in diplomatischem Gebiete auch in unserem engerem Vaterlande Eingang gefunden hat, bewies der Vortrag, welchen Herr Dr. J. Emler, Archivar der Stadt Prag, am 28. Februar v. J. in der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften „Ueber die Kanzlei des Königs Wenzel II.“ in tschischer Sprache gehalten hat und welcher Vortrag nunmehr auch gedruckt vorliegt. Emler beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit der Diplomatie der böhmischen Herrscher und bereitet eine größere Abhandlung über diesen Gegenstand vor, wovon der erwähnte Vortrag gleichsam einen Vorläufer bildet. Wir glauben es nun ebenso den Lesern der „Mittheilungen“ wie dem deutschen Publicum überhaupt zu Danke zu machen, wenn wir jenen Vortrag hier mit einigen wenigen nicht sehr wesentlichen Aus-

1) Beiträge zur Urkundenlehre. 1. Bd. Innsbruck, 1877.

lafungen und Zusätzen reproduciren. Auch ist der Gegenstand so neu und immerhin von so allgemeinem Interesse, daß er schon um deßentwillen einige Beachtung verdient.

Ueber das Urkundenwesen der älteren Přemysliden ist wenig zu sagen. Bis zum J. 1150 zählt man nur 28 Urkunden, welche von denselben ausgegangen sind, richtiger sein sollen. Mit der Ueberlieferung dieser Stücke ist es nämlich sehr schlecht bestellt. Sieben repräsentiren eigentlich nur Auszüge aus Urkunden, welche für das oberhalb Prag auf einer Moldauinsel gelegen gewesene Benedictiner-Kloster Dřrow ausgestellt worden sein sollen, vier sind dann wirkliche Urkunden oder auch bloß Erwähnungen von solchen, 16 Stücke aber sind verdächtig oder durchaus unterschoben, so daß von allen fürstlichen Urkunden bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bloß eine einzige und vielleicht auch die nicht mit aller Sicherheit aufrecht zu erhalten ist. Man begreift, wie es bei so bewandten Dingen mit unserer älteren Geschichte, soweit sich dieselbe auf Urkunden gründet, gar schlimm noch bestellt sein muß und welchen Wust von wirklicher Unwahrheit und mehr minder getrübler Wahrheit eine rückichtslose Kritik da noch wegzuräumen hat.

Geschichtlich kann aber erst seit Wladislaw I. von einer K a n z l e i der böhmischen Herrscher die Rede sein. Wenigstens werden jetzt erst Personen genannt, welche in oder neben einer Kanzlei dieser Fürsten beschäftigt gewesen sein müssen; nun erst empfangen die Urkunden einigermaßen jene Formen, welchen wir in den Böhmen umgebenden deutschen Ländern begegnen. Wohl unstreitig haben Wladislaw's I. und vielleicht schon seines Veters Sobieslaw Verbindungen mit den Beherrschern Deutschlands diese Entwicklung auf urkundlichem Gebiete bewirkt. Es werden Personen genannt, deren Titel auf Verwaltung der fürstlichen und königlichen Kanzlei hinweisen, und solche, welche in dieser Kanzlei beschäftigt waren. Namentlich mit diesen beschäftigte sich nun der Vortrag Emlers.

Wie am Hofe der deutschen Könige, so erscheint auch in Böhmen an der Spitze der landesfürstlichen Kanzlei der K a n z l e r (cancellarius). Unter ihm standen mehrere Schreiber, welche die Amtssprache Notare (notarii) benannte, während Chroniken und andere Quellen sie bloß als Schreiber (scribae) kennen. Wie anderwärts gehörte das Kanzleipersonale dem geistlichen Stande an, hatte wenigstens die niederen Weihen empfangen und hoffte wie anderwärts, durch die Kanzlei hindurch zu einträglichen geistlichen Aemtern zu gelangen. Man wurde auf die Art Bischof oder Propst oder zum mindesten Domherr und wenn man dergleichen Aemter gar cumuliren konnte und auch wirklich cumulirt hat, so war die Sache natürlich noch hübscher.

Als erster Kanzler unter Wladislaw I. und also als erster böhmischer Kanzler überhaupt erscheint Alexander, Propst von Wyschegrad und am 18. October 1146 auf einer Mission zum griechischen Kaiser verstorben. Sein Bruder war jener Daniel, welcher im Jahre 1148 Bischof von Prag geworden ist. Alexanders Nachfolger aber im Kanzleramte war Bartholomäus, welcher Wladislaw I. nach dem Morgenlande begleitet hat und dort im Jahre 1148 mit anderen Personen in türkische Gefangenschaft geraten ist. Als nächster Kanzler ist nach der Chronik des Domherrn Vincenz Gervasius, Propst von Wyschegrad, zu nennen (1156). Ob zwischen ihm und Bartholomäus eine Lücke, kann aus Mangel an Nachrichten weder bejaht noch verneint werden. Aber nach dem Tode des Gervasius (10. Februar 1178) gelangte zu dem hohen Amte Florian, vorher Notar, dann Vicekanzler und Prager Domherr, seit 1182 auch Propst von Wyschegrad und seit 1194 Propst der Prager Kirche. Auch in dieser letzten Stellung hörte er nicht auf Kanzler zu sein, sondern verblieb in diesem Amte wenigstens bis zum Jahre 1197.

Weil dann im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts die urkundliche Ueberlieferung wieder eine sehr mangelhafte wird, die Form der Urkunden wenigstens verdächtig erscheint, so läßt sich auch in den Verhältnissen der Kanzlei nicht klar sehen. Erst mit dem J. 1211 läßt sich wieder Bestimmtes sagen. Kanzler nennt sich im April dieses Jahres der Propst der Prager

Kirche, Andreas, welcher in diesem Amte bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Prag im Jahre 1215 verblieben ist. Sein Nachfolger im Kanzleramte war der Prager Propst Eppo, dem Namen nach ein Deutscher, welcher jedoch nur kurze Zeit das Amt verwaltet haben kann. Er war allerdings noch Propst im Jahre 1240, aber schon im Jahre 1219 erscheint als Kanzler Benedict, Propst der Leitmeritzer Kirche. Derselbe dürfte im Jahre 1225 gestorben sein und nun sehen wir an der Spitze der königl. Kanzlei einen Verwandten des Herrscherhauses, nämlich den Propst Arnold von Wyseshrad. Der Mann dürfte sich jedoch nur sehr wenig um die Obliegenheiten des Kanzlers gekümmert haben, wie er denn in Urkunden häufiger auch als Zeuge denn als Datar, der die Urkunde gegeben, auftritt. Dasselbe Verhältnis gilt nicht minder von seinem Nachfolger (seit 1237) in der Propstei und Kanzlerschaft bei Philipp, dem Sohne des Herzogs Bernhart von Kärnten und der Judith, Tochter Ottokars I. Philipp ist zeitlebens bemüht gewesen, eine recht ungeistliche Rolle zu spielen, und das ist ihm namentlich gut gelungen, als die Salzburger Kirche das Glück genoß, in ihm ihr Haupt zu verehren. Der Umstand, daß sich diese Herren um die Geschäfte des Amtes, welches sie innehatten, wenig oder gar nicht kümmerten, hatte nun eine wichtige Folge. Die Kanzlerschaft sank nämlich von einem wirklichen Amte zu einem bloßen Titel herab, die eigentliche Führung der Geschäfte fiel irgend einem Notar zu, welcher sich Prototonotar, d. i. der erste unter den Notaren, oder Obernotar zu nennen begann. Freilich kommt darneben vor, daß der eigentliche Kanzleichef auch späterhin sich auch wol bloß Notar nennt. Unter dem vorerwähnten Propste Arnold geschah es übrigens, daß die Würde eines Kanzlers auf unbekannte Weise dauernd mit der Wyseshrader Propstei verbunden worden ist. Seit dieser Zeit standen dann der königl. Prototonotar und der Kanzler in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der jeweilige Kanzler des deutschen Königs zu dem Erzkanzler des Reiches, dem Erzbischofe von Mainz. Es konnte sich aber treffen, daß der Kanzler und der eigentliche Kanzleichef doch auch wieder in einer und derselben Person vereinigt waren. Das war der Fall, wenn der königl. Prototonotar zum Propste von Wyseshrad und eben dadurch auch zum Kanzler befördert worden ist. Er blieb auch nach dieser doppelten Standeserhöhung der eigentliche Kanzleichef. In diesem Falle tritt er uns auch nach wie vor als Datar der Urkunden entgegen, während wenn der Prototonotar der factische Kanzleichef war, der Kanzler nur noch in den Urkunden, welche in Prag ausgefertigt worden sind, oder bei besonderen Anlässen wie zur Erinnerung an den alten Brauch als Datar erscheint.

Die so gekennzeichneten Verhältnisse hatten auch unter den Regierungen der Könige Wenzel I., Ottokar II. und Wenzel II. Bestand. Als der leichtsinnige Kärntner Philipp auf den Stuhl des h. Rupert in Salzburg befördert ward, hatte er 1247 in der Wyseshrader Propstei zum Nachfolger Diwisch. Dieser starb im Jahre 1254 und nun ward wieder ein Verwandter der königl. Familie, Wladislaw, Propst von Wyseshrad und Kanzler. Wenn man aber solche hochgeborne Persönlichkeiten zu der Wyseshrader Propstei befördert sieht, so läßt sich leicht denken, daß diese Pfründe nicht nur sehr einträglich gewesen ist, sondern auch so recht eigentlich bestimmt war, lieben Mutteröhnchen mit reichlichen Mitteln und glanzvollem Anstand über die Jugendjahre hinwegzuhelfen. Wie seinerzeit Philipp gelangte auch Wladislaw noch zu Lebzeiten dieses sauberen Patrons zum Erzbistume Salzburg (1265), dessen Geschichte in dieser Zeit eines der traurigsten Beispiele hierarchischen Unfugs gewährt. Sein Nachfolger in der böhmischen Kanzlerschaft wie in der Wyseshrader Propstei war der frühere königl. Prototonotar Peter, welcher gleichwol auch jetzt Kanzleichef verblieb und zwar nicht bloß unter Ottokar II., sondern auch zur Zeit des Brandenburgers Otto und Wenzels II., unter dem letzteren bis zum Jahre 1288. Peter verwaltete die Kanzlei thatsächlich bis zum Jahre 1273, dann begnügte er sich aber mit dem Kanzlertitel und überließ nach früherer Art die Führung der Kanzleigeschäfte wiederum Prototonaren. Prototonare aber unter der Regierung Ottokars II. waren außer dem genannten Peter: Wilhelm (1249—1262), Gotschalk (1251—1255), Arnold (1255—1265), Ulrich (1258—1278), welche und andere deutsche Namen in der Zeit, nachdem die Přemysliden das erbliche Königtum erlangt haben, und mit den damit angenommenen Regierungs-

maximen, gar nichts Auffälliges bieten. Zu diesen ist dann noch in den letzten Jahren der Regierung Ottokars II. getreten ein Wälscher: Heinrich von Isernia oder auch Heinrich der Italiker genannt, denn diese beiden Benennungen sind nur auf eine und dieselbe Person zu beziehen²⁾.

Als König Wenzel II. im Jahre 1283 die Regierung angetreten, erscheint als Kanzler, jedoch ohne wirkliche Beschäftigung in der königlichen Kanzlei, der vorhin erwähnte Peter, Propst der Wyschehrader Kirche. Sein nominelles Kanzleramt währte bis zum Jahre 1288. Etwa mit denselben Verhältnissen folgte ihm im Jahre 1289 nach Johann, der Stiefbruder Wenzels II., Sohn der Königin Kunigunt und des berühmten Witigonen Zawisch von Falkenstein. Daß das Kanzleramt nun nichts als ein bloßer Titel war, erkennt man deutlich in diesem Falle, denn der Kanzler war jetzt ein kleines Kind. Auch die Propstei war nichts mehr und nichts weniger als eine bloße Sinecure. Propst Johann starb aber im Jahre 1296. Die Protonotare waren es wieder, welche die Verwaltung der Kanzlei besorgten. Unter ihnen erscheint gleich beim Regierungsantritt des Königs der Inländer Welislaw, welchem wir auch schon in Urkunden Ottokars II. begegnen und auch nach dessen Tode erwähnt finden. Er ist wol identisch mit jenem Welislaw, welcher sich im Jahre 1279 Landesreiber (notarius terrae) und Wyschehrader Canonicus, im Jahre 1284 aber Protonotar des königl. Hofes und Prager Canonicus nennt, mit welchen genannten Canonicaten er seit 1285 auch ein Olmützer vereinigte. Welislaw versah aber das Protonotariat für Böhmen wie für Mähren bis zum Jahre 1286. Um diese Zeit wurde jedoch eine Theilung der Kanzlei vorgenommen; es gab eine böhmische und eine mährische Abtheilung und stand an der Spitze einer jeden ein Protonotar. Das Protonotariat der böhmischen Abtheilung verblieb auch jetzt bei dem genannten Welislaw, das der mährischen aber empfing der Propst Johann von Sadska, welcher zugleich Canonicus der Kirchen von Prag und Olmütz war.

²⁾ Zuletzt ist es Lorenz, Deutsche Geschichte I. 392 ff., welcher behauptet hat, daß über die Verschiedenheit des Heinrich von Isernia und Heinrichs des Italikers kein Zweifel mehr bestehen könne. Man hat gesagt, daß die eine Persönlichkeit in der königlichen Kanzlei als Protonotar beschäftigt gewesen ist, während die andere so eine Art Privatdocent der Notars-Wissenschaft gewesen ist. Emler wird aber später den Beweis führen, daß wir es wirklich nur mit einer und derselben Person zu thun haben, eine Anschauung, welche Reproducent dieses vollkommen mit ihm theilt. Einstweilen bemerkte er bloß, daß aus den Formelbüchern dieser vermeintlich zwei Personen sich ergibt, daß in Urkunden für Wälsche Heinrich sich Henricus ab Isernia, in den Urkunden aber für Gegenden diesseits der Alpen Henricus Italicus nennt. Und solches kam sehr natürlich. In Böhmen und in den österreichischen Ländern mußte man genau, wer gemeint wäre, wenn Heinrich sich den Italiker nannte, besonders wenn er auch seinen Titel hinzuthat; denn es waren hier nicht so viele Italiener, daß Zweifel hätten entstehen können. Dagegen mußte in Italien der Ort hervorgehoben werden, aus welchem dieser Heinrich stammte, um ihn von anderen Italienern dieses Namens unterscheiden zu können. Ueberhaupt war aber damal sehr beliebt, sich nach dem Orte oder dem Lande seiner Herkunft zu benennen, eine Eigenthümlichkeit, welche auch gegenwärtig noch beim gemeinen Volke vielfach Geltung hat. Die beiden wohlbekannten Formelsammlungen aber, von denen die eine dem Heinrich von Isernia, die andere Heinrich dem Italiker zugeschrieben wird, sind jedoch nur ein Formularium, welches bloß aus zwei Abtheilungen besteht: einem formularius diplomaticus und einem formularius epistolarius. Uebrigens hat sich das urkundliche Formelbuch nicht in der ursprünglichen von dem Notar selber besorgten Zusammenstellung erhalten, sondern in einer späteren Bearbeitung, wie von Emler an einem anderen Orte gezeigt werden wird.

Propst Johann, welcher bis zum Jahre 1303 lebte, bekleidete die Würde eines mährischen Protonotars bis zum Jahre 1297. Zur Zeit des Todes Wenzels II. (Juni 1305) aber nennt sich Protonotar von Mähren Heinrich Sturm, Canonicus von Prag, welcher mit noch einigen anderen geistlichen Personen und Herren vom Könige zu Vollziehern seines letzten Willens bestellt worden ist. Es hat nichts auf sich, wenn er bei dieser Gelegenheit von der königsaaler Chronik nur notarius genannt wird und nicht protonotarius, weil es überhaupt mit den Beamtentiteln damal nicht so genau genommen worden ist.

In Böhmen verblieb, wie schon bemerkt worden, Welislaw Protonotar und zwar bis 1289. Am Schluß dieses Jahres gelangte aber zu diesem Amte Peter, ein Sohn Angelo's, und behielt es bis zum Jahre 1306, in welchem Jahre er Propst von Wyschehrad und also auch Kanzler des Königreiches ward. Sein Vater Angelo von Pontecorvo gehörte selber dem geistlichen Stande an und war Canonicus der Prager Kirche, nachdem seine Gattin Petrusa gestorben war. Peter aber erlangte zuerst eine Expectanz auf ein Canonicat beim Kapitel in Sadska, bereits unter dem Bischöfe Johann, also vor Schluß des Jahres 1278. Neun Jahre später ward ihm diese Präbende wirklich zu Theil. Als ihm im Jahre 1289 das Protonotariat übertragen worden war, gelang es ihm noch folgende kirchliche Pfründen mit seiner Person zu vereinigen: ein Wyschehrader Canonicat im Jahre 1291, ein Prager in eben demselben Jahre, ein Breslauer im Jahre 1294 und ein Olmützer im Jahre 1296. In dem letztgenannten Jahre wurde er auch Pfarrer bei St. Peter in Brünn und als diese Pfarre am 7. März 1296 in eine Propstei verwandelt wurde, Propst dieser Kirche. Seit dieser Zeit schrieb er sich protonotarius regni ac praepositus Brunnensis (Protonotar des Königreiches und Propst von Brünn). Aber mit dieser Häufung geistlicher Aemter war es noch nicht genug, denn unser Protonotar wurde auch Canonicus in Alt-Bunzlau (1298) und nicht lange darnach das Gleiche in Krakau und Leitmeritz. Diese vielen kirchlichen Würden gestatten wol den Schluß, daß Peter eine sehr einflußreiche Persönlichkeit gewesen sein muß; man wählte ihn wahrscheinlich deshalb zu diesen Pfründen, um dadurch einen mächtigen Anwalt am königlichen Hofe zu gewinnen. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß da ein entschiedener Mißbrauch mit kirchlichen Beneficien getrieben worden ist, weil doch von einer Erfüllung der mit diesen geistlichen Würden verbundenen Pflichten keine Rede sein konnte. Für Peter waren alle diese Aemter nur Melkkühe, denen er übrigens im Jahre 1305 nach dem Tode des Propstes Ulrich auch die Propstei der Prager Kirche beigesellte. Und noch eine Propstei mußte wenn auch nicht mehr die Mittel so doch die Titel mehren helfen. Am 13. Jänner 1306 empfing er nämlich vom Papste die Erlaubnis, in seiner Person auch die Würde eines Propstes von Wyschehrad vereinigen zu dürfen, womit er dann nicht weniger Kanzler des Königreiches geworden. Die Einkünfte der Propstei verblieben jedoch dem Bischöfe Peter von Basel. Eine derartige Anhäufung geistlicher Aemter erregte aber doch endlich den Gedanken, daß das weder anständig, noch schicklich, noch billig und gerecht wäre, wie es jedoch scheint erst dann, als Peter nicht mehr der alte einflußreiche Mann gewesen ist. Gegen Ende des Jahres 1306 war ihm nämlich aufgetragen worden, daß er außer den beiden Propsteien nur noch die Canonicate von Prag, Olmütz, Breslau und Sadska beibehalten, die Canonicate von Alt-Bunzlau, Leitmeritz, Wyschehrad und Krakau zurücklegen solle. Später (1311) ward Peter zum Bischöfe von Olmütz befördert und ihm (1312) von dem Papste bewilligt, neben der bischöflichen Pfründe auch die vorgeannten 2 Propsteien und 4 Canonicate noch durch zehn Jahre behalten zu dürfen. Im folgenden Jahre (1313) gestattete ihm dann der päpstliche Stuhl, jene Propsteien und Canonicate, wenn er wolle, auch resigniren zu dürfen. Und merkwürdig! Trotz solch' unerhörtem Anhäufen von Einkünften starb der würdige Bischof Peter am 7. Juni 1316 in solcher Noth, daß nicht genug zur Besorgung eines anständigen Begräbnisses hinter ihm verblieb. Das Kanzleramt hatte er wenigstens nominell bis zu seinem Tode beibehalten.

Zur Zeit als Peter Angeli das Amt eines Protonotars in Böhmen versah, demnach zwischen 1289–1306, waren Propste von Wyschehrad und also auch Kanzler der schon erwähnte Johan

bis August 1296, dann Peter von Aspelt, Bischof von Basel, seit Ende 1296 oder Anfang 1297 bis zum Mai 1306. Bischof Peter war geboren zu Aspelt im Kugelburgischen und empfing das Bistum Basel mittelst päpstlicher Provision vom 4. April 1289, ohne Zweifel auf Fittsprache des deutschen Königs Rudolf, dessen Arzt er war. Damal aber besaß er bereits die Propstei Bingen im Mainzischen, Canonicate in Trier, Mainz und Speier und Einkünfte noch von anderen Beneficien. Einige Jahre hindurch finden wir ihn nicht besonders erwähnt, erst bis er im Jahre 1296 nach dem Tode Peters des Reich:n auf den bischöflichen Stuhl in Basel gelangte und beinahe um dieselbe Zeit oder nicht viel später Propst von Wylschehrad wurde. Propst wurde er jedenfalls vor dem 1. April 1297, weil ihm damal vom Papste Bonifaz VIII. erlaubt worden ist, neben dem Bistume in Basel auch die Propsteien in Bingen, Trier und Wylschehrad, dann die Canonicate in Prag und Utrecht beizubehalten. Die Erlaubnis, diese Beneficien behalten zu dürfen, hatte Peter von Aspelt sich persönlich von Rom geholt. Dort waren aber am 31. März auch Urkunden ausgefertigt worden, welche dem Könige Wenzel II. das Fleisshessen in der Fastenzeit gestatteten und nicht weniger die Erhebung eines Beitrages zur Bestreitung der Kosten der Krönungsfeierlichkeit von der böhmischen Geistlichkeit. Es scheint nun, daß Peter von Aspelt da bereits als böhmischer Unterhändler aufgetreten ist und nicht allein als Diplomat sondern auch als Arzt, dessen Rat und Hilfe dem schwachen und kränklichen Könige höchst notwendig waren. Auch änderte eben damal der böhmische Hof seine Politik gegenüber dem deutschen Reiche. Wenzel II. zog sich nämlich vom Könige Adolf zurück und neigte sich zu seinem Schwager, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, welcher hauptsächlich durch den böhmischen Beistand auf den deutschen Thron gelangte. Der Vertreter dieser Wendung in der böhmischen Politik war aber der Bischof von Basel, ein schon längst und diesmal ganz besonders ergebenener Diener des Habsburgischen Hauses. Emler will aber³⁾ in dem Umstande, daß Peter von Aspelt Arzt war, eines der wichtigsten Motive zu seiner Berufung an den böhmischen Hof erblicken. In Hinblick auf den Gesundheitszustand des Königs wird man nun dem auch leicht beistimmen können und sonach politische Gründe nicht allein als ausschlaggebend anzusehen haben. Der Ruf Peters als Arzt war im böhmischen Volke ein sehr großer, man traute ihm völlige Wunderkraft zu. Daher heißt es in der Allegorie „Streit der Seele mit dem Körper,“ welche im 14. Jahrhundert verfaßt worden ist, in einer Antwort, welche die Seele dem Körper gibt, der da hofft, daß die Weisheit des Arztes seine Tage verlängern werde: „Peter von Mainz, wohin kam er, der Meister, welcher die Arzneiwissenschaft kannte?“ Dem Peter von Aspelt, welcher später Erzbischof von Mainz geworden, wird darin gewissermassen der erste Platz unter den Aerzten der damaligen Zeit eingeräumt.

Von den einheimischen Quellen ist es zunächst die Königsaalr Chronik, welche zuerst Peters von Aspelt gedenkt, und zwar in der Erzählung der Krönung Wenzels II. am 2. Juni 1297. Am folgenden Tage ward der Grundstein zur Kirche in Königsaal gelegt, auch da war Peter zugegen und verließ am 4. Juni mit anderen Bischöfen und Erzbischöfen den Besuchern der neuen Kirche einen Ablass. Nicht lange aber nach der Krönung des Königs übernahm er die Leitung der böhmischen Kanzlei und erscheint zum erstenmal als Datar am 22. Juni 1297. Bischof Peter von Basel zog die ganze Verwaltung der Kanzlei an sich. Dieselbe bestand jetzt aus einer böhmischen, mährischen und polnischen Abtheilung, allein die Protonotare gaben keine Urkunden unter Einfügung ihres Namens heraus, sondern nur im Namen Peters. Auch wenn dieser außerhalb Böhmens sich befand, erscheint kein Protonotar als Datar, sondern es wird in diesem Falle gar niemand als solcher benannt. Das war namentlich in den Jahren 1303 und 1304 der Fall. In den Urkunden aus den Monaten Mai und September

3) Im Gegensatz zu Jul. Heidemann, Peter von Aspelt u. s. w. Siehe Mittheilungen, XIV. liter. Beil. S. 46.

des letzteren Jahres kommt Peter noch als Datar vor, in späteren Urkunden Wenzels aber nicht mehr, jedoch auch kein anderer Kanzleibeamter. Die politischen Verhältnisse, namentlich die Feindschaft zwischen Wenzel II. und Albrecht I., dann die Rücksicht auf seine Stellung als Bischof legten ihm Vorzicht auf. Peter hielt sich auch zu dieser Zeit in seinem Bischofsitze und nicht am böhmischen Hofe auf. Selbst nach dem Tode Wenzels II. legte er den Titel eines böhm. Kanzlers nicht ab, sondern schrieb sich, nachdem die Agenda der Kanzlei bereits von Peter Angeli wieder besorgt wurde, noch immer in Baseler Urkunden Kanzler des Königreiches Böhmen und zwar bis in den Mai des Jahres 1306. Er war freilich im Hinblick auf seinen Charakter als Propst von Wysschegrad dazu vollkommen berechtigt.

Im November 1306 auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben griff Peter von Aspelt noch zweimal in den Jahren 1309 und 1310 entscheidend in das Schicksal unseres Landes ein. Seine Stellung aber und die Peter Angeli's wird gewöhnlich so aufgefaßt, als ob wir es hier nur mit einer Person, genannt Peter von Aspelt, zu thun hätten. Auch der Biograf dieses, Julius Heide mann, versteht die Sache nicht anders. Allein es ist gewis, daß wir zwei Kanzleichefs des Namens Peter anzunehmen haben, und weist Emler zur Begründung seiner Anschauung auf folgende Umstände hin:

1. In zahlreichen Urkunden Wenzels II. aus den Jahren 1289–1297, worin der Protonotar Peter als Datar vorkommt, geschieht auch keine Erwähnung, daß dieser Peter Propst von Trier oder von Bingen war; dagegen erscheint neben dem Protonotars-Titel häufig der Charakter eines Canonicus, zuerst von Wysschegrad, dann auch von Prag oder beides und nebst dem der Titel eines Canonicus von Breslau. Wie aber Peter Angeli Propst in Brünn geworden, werden die Canonicatstitel fallen gelassen und nur von dem Propstetitel Gebrauch gemacht. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß er sich in den früheren Jahren mit den Canonicatstiteln begnügt haben würde, wenn er bereits Propst von Trier und Bingen gewesen wäre.

2. Peter Angeli empfing die Pfarrei zu St. Peter in Brünn, welche durch seine Bemühung und die Fürsprache Wenzels II. zur Collegiat-Kirche erhoben worden ist. Er war auch der erste Propst derselben. Damal nannte Peter sich auch Canonicus von Olmütz und königl. Protonotar. Bei Peter von Aspelt dagegen ist unerfindlich, daß er auch Canonicus von Olmütz gewesen.

3. In der Urkunde Wenzels II. vom 22. Juli 1297, womit derselbe den Nonnen in Tschonowitz das Patronat über die vorgenannte Collegiat-Kirche zu St. Peter in Brünn schenkt treten uns der Protonotar Peter und der Kanzler Peter als vollkommen verschiedene Personen, entgegen. Der Protonotar und Propst Peter ist es, auf dessen Bitte der König die Schenkung gewährt, der Bischof von Basel, Propst von Wysschegrad und Kanzler des Königreiches Böhmen Peter ist es aber, durch dessen Hand der König die Schenkung zum urkundlichen Vollzug bringen läßt.

4. Nachdem der Bischof Peter von Basel sich schon häufig in den Urkunden als Kanzler unterzeichnet, nennt sich der Protonotar Peter noch auch Canonicus von Alt-Bunzlau; so in einer Urkunde vom 24. April 1298.

5. Es ist vorhin erwähnt worden, daß Peter Angeli im Besitze von acht Canonicaten gewesen, bei deren Mehrzahl sich nachweisen läßt, daß er dieselben bereits als Protonotar innegehabt. Wäre aber der Protonotar Peter mit dem Bischofe Peter von Basel eine und dieselbe Person, so müßte sich in den päpstlichen Urkunden, welche dem Baseler Bischof die Beibehaltung anderer kirchlicher Beneficien gestatten, mindestens ein Widerspruch mit den obigen Thatsachen finden.

Weil aber der Protonotar Peter vom J. 1298 an in den Urkunden nicht noch genannt wird, so könnte man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß der Protonotar Peter, welcher wieder unter Wenzel III. Urkunden unterzeichnet, dann Propst von Prag und im J. 1306 auch Propst von Wysschegrad wurde, eine andere Person ist als jene, welche bis zum J. 1298 erwähnt wird. Es kann jedoch glücklicher Weise ganz bestimmt nachgewiesen werden, daß wir

es bloß mit einer einzigen Person zu thun haben. König Wenzel III. bestätigte nämlich am 10. Jänner 1306 der Propstei St. Peter in Brünn bezeichneter Rechte in der Art, wie sie zur Zeit des Propstes Meisters Peter Protonotars, nun Propstes der Prager Kirche bestanden.

Schließlich wurden von dem Vortragenden noch folgende Dinge berührt. Die königl. Kanzlei bestand unter Wenzel II. außer einer böhmischen und mährischen Abtheilung auch aus einer für polnische Angelegenheiten. Wir ersehen das aus einer Urkunde vom 8. November 1292, worin sich als Datar nennt „Heinrich Protonotar über Krakau und Sandomir;“ daß es auch später so gewesen, ist im Hinblick auf die eigenthümlichen polnischen Verhältnisse nicht zu bezweifeln. Personen, welche besonders diese Verhältnisse gekannt haben, sind in der königl. Kanzlei verwendet worden. — Ganz unbestimmt sind noch die Kanzlei-Verhältnisse unter König Rudolf und Heinrich von Kärnten.

Die vorstehenden Ausführungen des Herrn Archivars Emler sind gewis geeignet, Spannung auf dessen größere Arbeit über die Kanzlei der böhmischen Herrscher hervorzurufen. Es mag dann hinzugefügt werden, daß in der wichtigen Urkunde Wenzels II. für die Stadt Brünn vom 13. März 1292 (Emler, Regg. n. 1569) die Bestimmung getroffen ist, daß die alljährlich erwählten Stadt-Geschworenen dem Könige oder dessen Protonotar, eventuell dem Kammerer als vertrauenswürdige und geeignete Männer nachgewiesen oder präsentirt zu werden haben.

Matth. Pangerl.

Josef Emler: Rakovět chronologie křestanské zvláště české. Potřebná pomůcka pro archiváře, dějepisce, duchovní, soudce a advokáty. (Handbuch der christlichen Chronologie mit besonderer Rücksicht auf Böhmen. Unentbehrliches Hilfsmittel für Archivare, Geschichtsschreiber, Geistliche, Richter und Advocaten.) Prag, 1876.

Der ungeheure Aufschwung, welchen die Durchforschung der mittelalterlichen Geschichte seit einem halben Jahrhundert genommen, hat sich auch auf die mittelalterliche Zeitrechnung erstreckt und zuletzt als vornehmste Leistung das Handbuch der historischen Chronologie von H. Grotefend zu Tage gefördert (1872.) Im Jahre zuvor waren im Programm des Stifts-Gymnasiums in Metten (Baiern) die recht fleißig gearbeiteten „Hauptpunkte der geschichtlichen Entwicklung und Begründung der christlichen Zeitrechnung“ von dem Benedictiner Amand Meyer erschienen, hat jetzt B. M. Persch ein „Ewiges Calendarium“ herausgegeben und ist im 82. Bande der Sitzungsberichte der Wiener Akademie die wichtige Abhandlung über „die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform“ von Ferd. Kaltenbrunner veröffentlicht worden. Ja sogar der weltberühmte „Lahrer hinkende Bote“ hat Anno 1871 seinen Lesern eine färrtreffliche Standrede über's Kalendermachen gehalten und solche mit gar ergöglichen Abbildungen versehen. Solche Kalenderforschungen sind auch nicht ohne Einfluß auf Böhmen geblieben, wie die hier angezeigte Arbeit von Emler beweist. Soll die Bedeutung dieses Werkes kurz charakterisirt werden, so müßten wir es den czechischen Grotefend nennen. Zwar hat die czechische Literatur schon seit 1829 einen von Fr. Palacký verfaßten „Altböhmischen allgemeinen Kalender“ besessen, allein selber war bereits in mehrfacher Beziehung unzureichend. Der czechische historische Verein hat daher Hrn. Archivar Emler beauftragt, ein neues chronologisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf Böhmen zu verfassen. Die Geschichtsforschung hat damit ein Hilfsmittel gewonnen, welches um des letzteren Umstandes willen auch von deutscher Seite dankbar begrüßt zu werden verdient. Im Allgemeinen behandelt es natürlich dieselben Gegenstände, welche in jedem chronologischen Handbuch von Brauchbarkeit zu finden sind, wobei dann die in Böhmen vorkommenden Abweichungen hervorgehoben und die besonderen Eigenthümlichkeiten hinzugefügt werden. Zu den letzteren hätte z. B. auch das Fest des h. Zwan gehört, auf welches jedoch ich in Emlers Handbuch keine Rücksicht genommen finde. Ich schließe daraus, daß Emler den Namen des sel. Zwan in den alten Calendarien nicht vorgefunden hat. Daraus

würde zu folgern sein, daß man im Mittelalter den sel. Iwan in Böhmen als Heiligen nicht verehrt hat. Einen Beweis, daß man selbst im 13. Jahrhundert in Böhmen von einem h. Iwan noch nichts gewußt hat, habe ich übrigens schon anderwärts ebenfalls gefunden. Der h. Iwan wäre demnach eine Erfindung späterer Jahrhunderte und die Iwans-Legenden eitle Machwerke. Wenn dem aber so ist, was ich vielleicht an einem andern Orte näher ausführen werde, dann wird der sel. Iwan sich als eine sagenhafte Fortbildung der Legende St. Johannes des Täufers herausstellen. Iwan ist übrigens nur der kroatische Johann, Johann Bapt. aber scheint bei den Kroaten in hoher Verehrung gestanden zu sein. Heißt doch ihm zu Ehren auch der Monat Juni *Jivančak*. Bemerkenswert ist, daß die Kirche zu St. Johann unter dem Felsen, an welche die Iwans-Legende anknüpft, eben dem „Rufenden in der Wüste“ geweiht ward und daß in neueren Kalendern Iwan auf den 25. Juni angesetzt ist. Auf den 24. Juni fällt ja Johann d. E.; dann ist der Iwan der altslawischen Legende ein kroatischer Prinz, sein Aeußeres aber und seine Lebensweise im Wesen von dem nicht verschieden, was die h. Schrift von dem Einsiedler am Jordan erzählt.

s. 1.

Josef Emler: Ein Bernaregister des Pilsner Kreises vom Jahre 1379. Sonderabdruck aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, 6. Folge 8. Bd. Prag, 1876.

Weil eine genaue Kenntnis der Verfassungs- und öffentlichen Zustände eines Landes hauptsächlich geeignet sein wird, ein richtiges Verständnis der Geschichte dieses Landes zu ermöglichen, so können wir jede einschlägige Publication nicht anders als mit warmer Theilnahme begrüßen. Die in Rede stehende Publication des Hrn. Archivars Emler bildet aber einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des mittelalterlichen Steuerwesens in Böhmen, eines Gegenstandes, welcher noch sehr wenig erforscht ist, da er doch sonst alle Beachtung verdiente, weil der Geldsack in der mittelalterlichen Gesellschaft eine nicht minder bedeutende Rolle gespielt hat als heutzutage und wol auch immer spielen wird. Das Wort „Steuer“ (*stoura*) war nun wol schon im 13. Jahrhundert im Gebrauche und verstand man darunter wol überhaupt auch alle Abgaben an den König. Dann verstand man darunter jene besondere Steuer, welche von allem Grund und Boden, dann von den Mühlen, von den Handwerken und Wirtschaften erhoben wurde und sonach einige Aehnlichkeit mit unserer Grundsteuer hat. Allein von dieser unterscheidet sie sich wieder darin, daß sie nicht regelmäßig wiederkehrte und mancherlei Ausnahme von derselben gestattet war. Sie ward nämlich nur erhoben anlässlich einer Krönung, der Verheiratung einer Königstochter u. s. w. Auch war ihre Höhe nicht immer dieselbe. Unter den Königen Johann und Karl war sie gewöhnlich mit einem halben Schock von einem Bauerngute bemessen. Die *Berna* oder allgemeine Sammlung (*collecta generalis*), wie man diese Steuer genannt hat, traf dann zumeist den Bauer und Städter, also diejenigen Volksklassen, welche Zins zahlten. Der Adel stand aber in keinem Zinsverhältnisse, folglich zahlte er von Gütern, welche er selber bewirtschaftete oder für seinen Unterhalt bewirtschaften ließ, keine *Berna*. Sobald er aber das Gut emphyteutisch vergab, also zinsbar machte, ward es auch bernapflichtig. Um so mehr drängte sich der Adel zu dem einträglichen Amte des *Berna*-Sammlers. Die Erhebung der *Berna* war aber sehr primitiv und jedenfalls so beschaffen, daß von gewissenlosen Sammlern (*berníci, berci*) der König ebenso wie die *Berna*-Pflichtigen betrogen werden konnten. Das Steuererheben konnte unmöglich ein ritterliches Geschäft vorstellen; folglich darf man schließen, daß es recht gewinnbringend gewesen sein muß, weil sonst sich nicht so hochadelige Herren damit befaßt haben würden. Stand doch an der Spitze der *Berna*-Sammler im Pilsner Kreise im J. 1379, aus welchem das von Emler veröffentlichte *Berna*-Register datirt, der Herzog Heinrich von Brieg! Ihm zur Seite sieben Personen aus dem Herren- und Ritterstande, dann ein Prager Bürger und ein königl. Protonotar. Wie eine solche *Berna*-Commission vorging, was sie leistete und kostete, wird uns von dem Herausgeber

des Pilsner Berna-Registers in einer Einleitung ziemlich ausführlich, und was noch mehr gilt, mit entsprechenden Belegen auseinander gesetzt. Für einen zukünftigen Forscher auf diesem Gebiete sei bemerkt, daß auch Emler Regg. n. 520 et 1719, welche dem Referenten eben zufällig bekannt geworden sind, als Belege werden verwendet werden können. Das Pilsner Berna-Register aber ist nachweisbar bis jetzt das einzige, welches sich von den tausenden der Berna-Register, welche einst vorhanden gewesen sein müssen, aus der Zeit vor dem 17. Jahrhunderte erhalten hat. Wir müssen für die Veröffentlichung desselben, welches auch für die historische Topografie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, dem Herausgeber den besten Dank zollen. s. l.

Dr. Johann Vosserth: Die Krönungsordnung der Könige von Böhmen. Aus dem 54. Bande des Archivs für österreichische Geschichte besonders abgedruckt. Wien 1876.

Als vor fünf Jahren die „Fundamentalartikel“ auf der Tagesordnung standen, wurde von Freunden mittelaltarlischen Ceremonienwesens bereits ernstlich daran gedacht, die böhmische Krönungsordnung zum Gegenstande tiefsinniger Betrachtungen und Studien zu machen. Denn die Sache schien damals viel praktisches Interesse zu bieten; vorliegende Abhandlung will aber ihren Gegenstand bloß als rein antiquarischen angesehen und behandelt haben. Es ist ihr vornehmlich darum zu thun, den Nachweis zu liefern, daß seit der Zeit, als in Böhmen von einem Krönungsceremonial überhaupt gesprochen werden kann, dasselbe französischen Ursprungs ist. Der Nachweis ist als vollkommen hergestellt zu betrachten. Der in allen Dingen methodische Karl IV. ist es aber gewesen, welcher dasselbe eingeführt. Vor Karl IV. kann von einem Krönungsceremonial keine Rede sein. Wol kann nachgewiesen werden, daß in der ältesten Zeit die Thronbesteigung der böhmischen Regenten nach gewissen Formeln und mit Bewahrung überlieferter Gebräuche erfolgte, aber es ist eben so sicher, daß seit jenen Tagen, als den Fürsten Böhmens die königliche Würde durch Gunst der Beherrscher Deutschlands zu Theile geworden ist, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts kein bestimmtes Ceremonial vorhanden war, nach welchem bei der Krönung vorgegangen wurde. Die Handlung verlief, soweit die Quellen Aufschluß geben, in jedem einzelnen Falle anders; namentlich die Krönung Wenzels II., über welche wir sehr gut unterrichtet sind, bietet gar keine Anhaltspunkte, welche auf ein bestimmtes schriftlich fixirtes Ceremonial schließen ließen. Dem Mangel in dieser Beziehung hat nun Karl IV. für alle folgende Zeit gründlich abgeholfen. Mit unwesentlichen Aenderungen hat sich nämlich seine Krönungsordnung bis in dieses Jahrhundert erhalten. Daß aber Karl nach dem französischen Muster gegriffen, ist den vielen Beziehungen, in denen dessen Haus zu den französischen Herrschern stand, gar nicht zu verwundern. Auch war Karl wie sein unruhiger Vater nicht wenig für französisches Wesen eingenommen. Wenn aber Karl die französische Krönungsordnung nach Böhmen verpflanzt hat, so geschah das nicht durch eine einfache Kopirung, sondern auch mit einigen Abänderungen, welche durch die localen Verhältnisse bedingt waren. Indes erscheint dabei die böhmische Krönungsordnung viel kürzer und präciser gefaßt als die französische, wie sich die letztere im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelt hat. Für die französische Krönungsordnung und deren Entwicklung sind übrigens die Vorgänge bei den Krönungen Karls des Kahlen in Metz im Jahre 869 und Ludwigs des Stammers in Compiègne im Jahre 877 ganz besonders maßgebend geworden. So sind also in dieser, für das Mittelalter allerdings sehr wichtigen Beziehung auch die Einrichtungen der Karolinger von Bedeutung geworden. Wir müssen dem Verfasser freundlichen Dank sagen für seinen uns Böhmen insbesondere interessirenden Beitrag zu dem Kapitel der Krönungen; sonst meint freilich der Referent und zwar im Hinblick auf den Entwicklungsgang des öffentlichen Rechtes und aller Civilisation überhaupt, daß mindestens im westlichen Europa die Zeit, in welcher Krönungen nach mittelalterlichem Zuschnitt und mit mittelalterlichen Antiquitäten als etwas Praktisches und daher Notwendiges zu betrachten waren, für immer vorbei ist.

Q. C. A.

Dr. A. Bachmann: Johannis Rabensteinensis dialogus. Archiv für österreich. Geschichte. 54. Bd. S. 351—402.

Den Forschern auf dem Gebiete der Geschichte Böhmens ist der von Bachmann herausgegebene „Dialogus“ nicht unbekannt. Palachy hat ihn benützt und seinen Lesern ist er sicher nicht entgangen, der böhmische Historiograph hat ihn in der 2. Abtheil. des 4. Bd. seines Werkes in deutscher Uebersetzung wenigstens dem Hauptinhalte nach mitgeteilt; sodann findet er sich in dem „Königtume Georgs von Podiebrad“ von M. Jordan, Leipzig 1861, abgedruckt. Dieser und Palachy kannten bloß eine Handschrift der Universitätsbibliothek in Breslau, nun hat sich aber in einer andern Handschrift derselben Bibliothek eine zweite Abschrift vorgefunden, welche sich durch einen weit correcteren Text auszeichnet. Bachmann hat die letztere Handschrift seiner lateinischen Originaltextausgabe des „Dialogus“ zu Grunde gelegt, sie mit der des 1. Codex sorgfältig verglichen, die abweichenden Lesarten mitgeteilt und den Text mit erläuternden Anmerkungen versehen. Für seine Mühe und Sorgfalt sprechen wir dem Herausgeber unsern wärmsten Dank aus, hat er uns doch den correcten Text eines dem 15. Jahrhunderte angehörigen schriftlichen Denkmals geliefert, das für die Geschichte Böhmens von nicht unbedeutendem Werte ist. Der Dialog wurde zu Anfang des Jahres 1469 von Johann von Rabenstein, Propst von Myschehrad, verfaßt, er gewährt uns Einblicke in die damaligen religiösen Anschauungen, in das Entstehen des Herrenbundes und in die Geschichte jener Zeit.

Dr. G. B.

Dr. Alfred Woltmann: Deutsche Kunst in Prag. Ein Vortrag gehalten zu Prag am 25. November 1876. Leipzig, 1877.

Die Frage, was in der künstlerischen Erscheinung der Stadt Prag deutsch ist, beantwortete der Vortragende dahin, daß es beinahe Alles ist. Denn erstens ist hier überhaupt Grund und Boden deutscher Kunst, seit es in Prag eine Kunst gegeben. Zweitens fanden zwar auch mehrfach andere Einflüsse statt, diese aber wurden dann von Deutschland her übermittelte. Drittens hatte aber von diesen fremden Einflüssen nur das, was sich Deutschland auch sonst zu eigen machte, hier Bestand. Woltmann hat dann diese Anschauungen, soweit das innerhalb des Rahmens eines anderthalbstündigen Vortrages möglich war, im Näheren begründet. Seitdem ist dieser Vortrag im „Tagesboten aus Böhmen“ und nunmehr auch als Brochure erschienen. Abgesehen von dem materiellen Inhalt, an dem kaum Jemand etwas auszusetzen haben wird, welcher Thatsachen und darauf fußende Urtheile anzuerkennen jederzeit bereit ist, hat der Vortrag ein gewisses zeitgeschichtliches Interesse gewonnen. Der Gegenstand des Vortrages überhaupt, dann wol vornemlich die Constatirung der Thatsache, daß die nationalen Kämpfe seit Wiederaufleben eines freiheitlichen Lebens in Oesterreich der Entfesselung künstlerischer Kräfte in Prag nicht günstig sein konnten, ganz insbesondere aber der Hinweis auf den Zusammenhang Jitel's, des Erbauers des böhmischen Theaters, mit der deutschen Kunst, gaben nämlich Männern, welche in Verneinung alles deutschen Wesens bereits an der äußersten Gränze angelangt sind, den erwünschten Anlaß, wieder einmal in ihrer Weise gegen das Deutschtum zu demonstrieren und demonstrieren zu lassen. Es wird niemand zu behaupten wagen, daß diese Demonstrationen dem böhmischen Volke irgend einen Nutzen gebracht haben. Dagegen haben dieselben unwiderleglich bewiesen, daß jene erklärten Gegner des Deutschtums in Böhmen nicht einmal mehr das, was wissenschaftlich feststeht, gelten lassen wollen, sobald sie von demselben vermeinen, daß es mit ihren Anschauungen im Gegensatze steht oder gar dem Ansehen derselben irgendwie abträglich werden könnte. Mit solchem Terrorismus kann sich nimmer ein wahrhaft wissenschaftliches Leben vertragen und unsere Volksgenossen dürfen sich demselben nimmer beugen, wosfern sie auf nationale und geistige Selbstständigkeit auch weiterhin Ansprüche erheben wollen. Es hat sich übrigens bei dieser Gelegenheit auch wieder einmal deutlich gezeigt, wie die Ge-

genwart leider sehr geneigt ist, sich von Schlagworten beherrschen und bethören zu lassen. Als in jenem Prager Blatte, welches nicht müde wird, die Deutschen immer wieder als die ärgsten Feinde der Tschechen hinzustellen, dieselben auf alle Weise zu verhöhnen, ihre Sprache als das gefährlichste Bildungsmittel zu characterisiren, was aber nicht hindert, daß das Blatt nun schon seit Jahren in dieser tödtlich verhassten Sprache erscheint, als wie gesagt in der „Politik“ mit den „provocatorischen Vorträgen“ gewissermaßen das Signal zu den erwähnten Demonstrationen gegeben worden, da hat dieses Schlagwort richtig auch auf deutscher Seite vielfach gezündet und sich festgesetzt, weil man verschmäht hat oder zu bequem gewesen ist, den im „Tagesboten“ gebotenen Vortrag aufmerksam zu lesen und sich selber ein Urtheil über die Sache zu bilden. Eine derartige gedankenlose Aneignung eines Schlagwortes aus gegnerischem Lager kann nicht genug gerügt werden, sondern es prüfe und urtheile jeder wo möglich selber. Wer das thut, wird dann auch die neulichen Anstufungen des Hrn. Ministerial-Secretärs Nybicka in Wien in rechter Weise zu würdigen wissen und sehen, wie auch dieser Herr, welcher im Hinblick auf den Woltmann'schen Vortrag an Wien für Prag Revanche genommen, gut sich auf jenen Kunstgriff zu verstehen scheint, darin bestehend, von der Bezeichnung „tschisch“ nicht zu lassen, wo sie unzweifelhaft berechtigt ist, dort aber „böhmisch“ zu gebrauchen, wo deutsche Art aus Böhmen entweder selbstständig auftritt oder mehr minder bedentsam mitspielt.

Q. C. A.

Historische Abhandlungen in den zu Ende des Schuljahrs 1875—6 herausgegebenen Programmen der deutsch-böhmischen Mittelschulen.

Nachdem von den 33 deutschen Mittelschulen Böhmens bloß 20 Lehranstalten die am Schluß des Schuljahrs 1875—6 herausgegebenen Programme dem deutschen Obergymnasium der Kleinfeste in Prag übermittelten, die Directionen der 13 übrigen Schulen aber, von denen allerdings der größere Teil keine Jahresberichte veröffentlicht haben wird, ihrer Verpflichtung, ein Exemplar der Schwesteranstalt zuzusenden, nicht nachgekommen sind, so wird man sich kaum wundern, daß die Mittelschuldirectionen von der früheren löblichen Gepflogenheit abkamen, ein Exemplar ihrer Jahresprogramme dem deutsch-historischen Vereine einzuschicken, kaum daß die eine oder die andere Schule heuer ein solches dem genannten Vereine zukommen ließ.

Sieben von den mir vorliegenden 20 Programmen enthalten Abhandlungen historischen Inhalts, ganz gewiß ein günstiges Verhältnis der geschichtlichen Arbeiten zu den aus andern wissenschaftlichen Gebieten. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Historiker, und mag er in dem entlegensten Städtchen des Landes seinen Wohnsitz haben, in der glücklichen Lage ist, die Programmliteratur, zu deren enthusiastischen Lobrednern ich keineswegs zähle, mit dankenswerten Arbeiten zu bereichern, welche das lebhafteste Interesse seiner Fachgenossen und in fast noch höherem Maße das seiner Mitbürger gewinnen können. Um diese und jene mit solchen Abhandlungen zu erfreuen, muß er sich zuerst klar machen, welche Aufgaben er in dem Orte, wo seine amtlichen Obliegenheiten ihn festhalten, zu lösen im Stande ist. Er wird sich erstlich kein zu umfassendes Thema wählen, um sich nicht wie der Verfasser jener Programmarbeit lächerlich zu machen, welcher in dem engen Rahmen, den ihm der Jahresbericht einräumte, die ganze Geschichte Griechenlands auf 14 Quartseiten erzählte; er wird sich aber zweitens auch nicht die Aufgabe stellen, irgend einen Teil der Geschichte seiner Bearbeitung zu unterziehen, zu deren Durchführung ihm die Hilfsmittel fehlen. Einen beliebigen Abschnitt, dem unermesslichen Gebiete der Geschichte entnommen, mit Zuhilfenahme zweier oder mehrer Handbücher in die eigene Darstellungsweise umzugießen, verlangt gewiß keine anstrengende Mühe, fördert aber auch nicht im Geringsten die Wissenschaft, und längst Bekanntes, wie es nicht selten der Fall ist, in Programmen neuerdings den Lesern darzubieten, da ist es doch wahrlich schade um die verbrauchte Druckerschwärze. Stehen aber auch dem Lehrer der Geschichte an der Mittelschule eines Landstädtchens weder reiche Bücherammlungen, noch die Schätze von Hof-, Staats- und

Landesarchiven zu Gebote, so vermag er dennoch Anerkennenswerthes zu schaffen, wenn er sich bescheidet, seine Forschungen auf ein eng begrenztes Gebiet einzuschränken. Die in seiner Nähe befindlichen Kloster-, Pfarr- und Stadtarchive bieten in vielen Fällen ein noch unbekanntes und reiches Material, welches zu einer Geschichte des Klosters, der Stadt, ihrer Verfassung, dieser oder jener Handwerkerzunft, oder zu einer kunsthistorischen Erörterung dieses oder jenes hervorragenden Gebäudes verwertet werden kann; in den Archiven benachbarter hochadeliger Familien sind gewiß ebenfalls noch manche ungehobene Schätze aufzuspiiren, welche für die Geschichte dieses oder jenes altberühmten Geschlechtes verarbeitet werden könnten und manche Partie der Landesgeschichte aufhellen würden. Diejenigen, welche ihren Forschungstrieb und ihre Arbeitskraft auf den angedeuteten Gebieten verwerten, können des Danks ihrer Fachgenossen versichert sein, ihren Arbeiten, welche die Wissenschaft fördern, würde als wertvollen Bausteinen die Anerkennung nicht verjagt bleiben.

Nach dieser viel zu weiten Abschweifung gehe ich zu der Anzeige der erwähnten Programmataufsätze.

1. **J. John:** Ueber den Begriff „Geschichte“, didaktische und pädagogische Folgerungen (im 3. Jahresberichte der deutschen Staats-Realschule in Pilsen). Der Liebe und der Begeisterung des Verfassers für seinen Lehrgegenstand, welche in dieser kurzen Abhandlung zu Tage treten, soll die Anerkennung nicht vorenthalten bleiben; ein Anfänger im Lehramte wird sie nicht ohne Nutzen lesen, das darf ihn jedoch von dem eingehenden Studium des Organisations-Entwurfes durchaus nicht abhalten, der leider viel zu wenig von den jüngern Lehrern studiert zu werden pflegt.

2. **Franz Hübler:** Die Reformen Diocletians und Constantins des Gr. im römischen Reiche (im 4. Jahresbericht des k. k. Real- und Obergymnasiums in Reichenberg). Der Verfasser gibt uns im vorliegenden Programme bloß die erste, die Reformen Diocletians behandelnde Abtheilung, die zweite reicht bis zu Constantins Alleinherrschaft, die Darstellung seiner Reformen wird wol später nachfolgen. Von Quellschriften benützt er Lactantius, Ammianus und Eusebius; außer Tillemont und Gibbon hat er noch etliche bis in die jüngste Zeit herabreichende Hilfsbücher zu Rate gezogen, deren Zahl er noch vermehren können hätte. Wer mit dem vom Verfasser behandelten Gegenstand nicht vertraut ist und die in das Verfassungsleben des römischen Kaisertums tief einschneidenden Veränderungen Diocletians kennen lernen will, wird die wenige Druckseiten einnehmende Abhandlung Hüblers nicht ohne Befriedigung lesen.

3. **Fr. Knothe:** Ferdinands I. Bemühungen die Länder der ungarischen Krone für Oesterreich zu erwerben (im 5. Jahresbericht des k. k. Realgymnasiums in Prachatitz). Der Verfasser nennt weder eine Quellschrift noch ein Hilfsbuch, welche er bei seiner Arbeit benützte. Diese Unterlassungssünde sei ihm vergeben, kommt doch der Leser bald genug zu der Ueberzeugung, daß der Verfasser selbständigen Forschungen mit rührender Mänglichkeit aus dem Wege gieng und mit Benützung etlicher Hilfsbücher eine Arbeit lieferte, welche längst Bekanntes wieder erzählt.

4. **J. M. Lusenberger:** Die europäische Krisis um die Mitte des 18. Jahrhunderts (im 4. Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Landskron). Bekanntlich lassen die neuesten archivalischen Forschungen eines Arneht, Beer, Ranke, Schäfer, denen sich in Bälde auch Grünhagen beigefellen dürfte, jene nach dem Nachner Frieden eingeleiteten und mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges zum Abschluß gekommenen diplomatischen Verhandlungen, die dem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts geltenden politischen Systeme sein Ende bereiteten und neue Allianzen zu Tage förderten, in einem ganz andern Lichte erscheinen, als sie noch vor einem Decennium betrachtet wurden. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, auf Grund der erwähnten Forschungen ein Bild der österreichischen Politik zu entwerfen, welche von 1748—1756 befolgt wurde. Daß dieses in Umrissen entworfene Bild dem Kenner der Schriften der ge-

nannten Männer nichts Neues biete, bedarf kaum der Erwähnung und lag auch nicht in der Absicht Lusenbergers.

5. **J. Schwarz:** Herzog Friedrich II. der Streitbare von Oesterreich in seiner politischen Stellung zu den Hohenstaufen und Přemysliden (Programm des k. k. Obergymnasiums zu Saaz). Der diesjährige Jahresbericht bringt den ersten Teil der Abhandlung, welcher die Zeit von des Herzogs Regierungsantritte bis zu seiner Aechtung, von 1230—1236, umfaßt. Mit Zugrundelegung des gedruckten Quellenmaterials in Böhmers Fontes, in den Mon. Germ. u. s. w. hat der Verfasser eine fleißige und lesenswerte Arbeit geliefert, deren Wert erst dann gewürdigt werden kann, bis die Abhandlung vollendet vorliegen wird.

6. **S. Rösler:** Ueber die Beziehungen der Luxemburger zu den Habsburgern bis zum Tode Kaiser Karls IV.; bis zur Großjährigkeitserklärung des Herzogs Albrecht V., 1411; bis zum Tode des Kaisers Siegmund (in den Programmen des k. k. Obergymnasiums zu Böhm.-Leipa 1871, 1874 und 1876). Die mannigfach verschlungenen Interessen der Habsburger, Wittelsbacher und Luxemburger; ihre Kämpfe, in welchen die Anjous in Ungarn, die Pfasten in Polen wiederholt eingriffen; die wechselreichen politischen Parteilstellungen, welche schließlich doch nur von dem Gedanken der Bildung eines mächtigen Reiches im Osten getragen wurden, ohne daß die Hauptpersonen sich immer klar bewußt gewesen wären, daß sie die Vorkämpfer dieser Idee seien, hat vor länger denn zwei Jahrzehnten meine volle Teilnahme in Anspruch genommen; ich faßte den Voratz, den Zeitraum von 1308—1437 einem eingehenden Studium zu unterziehen. Den Schwierigkeiten, welche sich der Durchführung einer solchen Aufgabe entgegenstellten, war ich mir wol bewußt. Daß die Archive Wiens zu durchforschen seien, daß reiches Material in Böhmen, Polen, Ungarn, Baiern u. s. f. zu heben wäre, davon war ich ebenso überzeugt, als daß die Ausführung des Vorhabens, wie es mir vorschwebte, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen könne. Meine Versetzung als Lehrer in ein an den Marken unseres Vaterlandes liegendes Städtchen bemüßigte mich meinen Studien bescheidenere Ziele zu stecken. Wenn ich dies mitteile, so geschieht es, um mein lebhaftes Interesse an der vorliegenden Abhandlung zu erklären. Um mich von des Verfassers Quellen und Hilfschriften in Kenntnis zu setzen, unterzog ich die Anmerkungen einer genauen Durchsicht; sie hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß Palachy, Schlesinger, Richnowsky immer wieder, das Lehrbuch der Weltgeschichte von Weiß sehr häufig, daß Majlát, Tomek, Huber, Höfler, Schlosser, Kurz, Aschbach, aber nicht gedruckte Urkundensammlungen oder nicht edirtes Material angeführt werden. Mir ist dies sehr erklärlich. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die in B.-Leipa ob des Mangels an den nötigen Hilfsmitteln — hat er ja nicht einmal Pelzel zur Einsicht bekommen — nicht bewältigt werden kann, auch ist das von ihm gewählte Thema ein so umfangreiches, daß der Rahmen eines Programms zu enge dafür erscheint. Stimme ich auch mit mancher Ansicht Röslers nicht überein, so stehe ich doch nicht an jenen beizupflichten, welche der Meinung sind, daß die Abhandlung das Interesse solcher Leser zu fesseln im Stande ist, welche die vom Verfasser bearbeitete Periode noch nicht kennen.

7. **B. Bayerl:** Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums. (Progr. des k. k. Obergymnasiums zu Pilsen). Die Schule dankt ihre Anfänge den Dominikanern, welche wenigstens im 18. Jahrhundert ohne Zweifel nach dem Lehrplane der Jesuiten unterrichteten. Maria Theresias Reformen auf dem Gebiete der Schule bestimmte die Pilsner sich an die Regierung mit der Bitte zu wenden, den bestehenden Grammatikal- die zwei Humanitätsklassen anzufügen, zu diesem Zwecke erbot sich die Stadt 1800 fl. zu erlegen und auch sonst noch kräftig mitzuwirken. Mit a. h. Entschließung vom 25. Oct. 1776 (Gubernialerlaß vom 2. Nov.) wurde dem Ansuchen willfahrt, es sollten sogleich ein Präfect und mindestens vier Lehrer angestellt und das aus 3 Grammatikal- und 2 Humanitätsklassen bestehende Gymnasium dem Kreishauptmanne als Localdirector und dem Director humaniorum in Prag untergeordnet werden. Die Lehrer waren bis 1787 d. h. bis zur Aufhebung ihres Klosters die Dominikaner. Am 2. November 1804 eröffnete Chryf. Pfrogner, Prälat von Tepl, die philosophische Lehr-

anstalt in Pilsen und 1811 waren auch bis auf eine die Lehrstellen am Gymnasium mit Prämonstratenser-Priestern des Stiftes Tepl besetzt. Der recht verdienstvollen kurzen Abhandlung, welche die früheren Einrichtungen, Lehrpläne u. s. f. nicht unberücksichtigt läßt, auch ein Verzeichnis der seit 100 Jahren an der Schule beschäftigten und noch wirkenden Lehrer und die Schülerzahl seit 1779 bringt und endlich die Ergebnisse der Maturitätsprüfungen seit 1850 mittheilt, ist ganz sicher ihr bleibender Wert gewahrt.

Dr. G. Biermann.

Vom belletristischen Bückertische.

Noch einige retrospective Blicke auf Musenkinder des Vorjahres sei uns zu werfen gestattet, um unsere Buchführung auf dem Gebiet der Belletristik in dieser Weise zu ergänzen. Wir bilden uns nicht ein, Alles uns zunächst Berührende in diesen Blättern erschöpfend besprochen zu haben, aber eine kürzestgefaßte allgemeine Rückschau soll uns noch einiger Schulden entledigen. — Wir fangen mit der Besprechung der leichtgestügeltesten Truppe an, vor Allem mit der *Erotik*. Diese finden wir zunächst durch die „Lieder“ von Egmout Haßmann vertreten. (Prag 1876 Kosmack & Neugebauer.) Dieser junge Poet bethätigte sich in seinem ersten Fluge nahezu ausschließlich nur als *Erotiker*. Der Sohn eines treuen Verfassungsmannes, des Advokaten JUDr. Haßmann in Saaz, scheint dieser auf der Berufslaufbahn seinem Vater folgen zu wollen, indem er erst nach der Veröffentlichung seiner Lieder in Prag zum *Juris Doctor* promovirte. Brümmer's Lexikon enthält zwar noch nicht den Namen des jungen Autors, allein das Supplement wird ihn gewiß schon enthalten, denn die Anfänge seiner Muse lassen auf eine Zukunft schließen. Allerdings sind Haßmann's „Lieder der Liebe“ in den Mustern der Heine'schen Liederbücher etwas befangen, unselbstständig und salopp wie bei Heine erweist sich zuweilen noch die Form dieser kleinen, meist scharfpunctirten Lieder, in welchen dem subjektiven Liebeschmerze die inhaltliche Alleinherrschaft eingeräumt wird. Eine gewisse Stärke des Naturlautes und die Gewalt des elementaren Herzensdranges, dann manche volksthümliche Wendung in der Diktion werden in jugendlichen Gemüthern Sympathien erwecken. Tiefere Sammlung nach Innen, Ausweitung der Empfindungswelt und Ausfeilung des Verses werden diesen jungen Dichter alsbald zu einem hocharfrenlichen Ziele führen. Uns gefielen in der Abtheilung „Jugendstünden“ vor Allem Nr. 2: „Nicht schlägt ein Herz in Liebe warm“, Nr. 4, 7, 18. Es sind darunter einige Lieder von herrlicher natürlicher Anmut. Nr. 22 beweist auch Etwas für die Humorseite des jungen Poeten. In der Abtheilung „Neue“ verfehlen Nr. 4, 57, in der Abtheilung „Buße“ Nro. 4 nicht ihre ergreifende Wirkung.

Nächst der „Veranda“ von Anastasius Grün, einem traurig posthumen Werke, das uns den Schmerz über das Hinscheiden des großen Meisters noch mächtiger in unserer Brust aufschwellen macht, ist Milow's „Sonnenwende“ die reichste und schönste Dichterspende unter den neugebotenen Büchern. Ein tiefes, in Selbstbetrachtung versenktes Empfindungswesen tritt zu klaren Gedankenreflexionen hinzu, um dieses in der äußeren Form künstlerisch maßvoll gehaltene Buch zum Freunde der Männerwelt zu machen. Stefan Milow war immer eine kontemplative und kosmopolitische Dichternatur, die sich gerne in philosophische und reinmenschliche Ideale einspann und die Klüfte des socialen und kirchlichen Lebens als Falter gerne überflog, in rein psychischen Gebieten sich am wohlsten fühlend. Uns Deutschböhmern aber interessirt an dieser vornehmen und ausgeglichenen Dichternatur, daß der Poet — durch Geburt und Abstammung den Südslaven wein auch nicht vollends, so doch zum Theile angehörig — in keiner wie immer gearteten Weise das slavische Ferment durch seine Produktionen durchklingen läßt. Wir könnten — da er sich stofflich auf diese Abstammung nicht bezieht und an die serbische Sage oder Geschichte niemals anspielt — höchstens die sanften Mollaccorde seines elegischen Tones als etwas Verwandtschaftliches ansehen. Indes der Sohn eines Officiers, der in der Regel vor Allem stets deutscher Oesterreicher ist, in der Osmitzer Kadettenschule und in der Armee herangezogen, selbst wissenschaftlich hochgebildeter Officier, werden wir es bald be-

greifen, daß der Dichter der „Sonnenwende“ dem deutschen Kulturjommer angehört. Staunenswerther erscheint schon, daß der Mann des Schwertes die Feder in so feiner, glatter, künstlerisch-geschmeidiger Weise handzuhaben vermag.

Ein durch glückliche Selbststudien geleitete Individualität vermag nur solchen Federschleiff zu geben. Der Dichter steht weit ab von dem Fehthoden der Alltagswelt. Er ringt meist bloß mit sich selbst, mit seinen eigenen Gefühlen. Zuweilen nur erfaßt ihn ein edler Zorn und spornet ihn zu einem ernstern Mahnruf auch an die Außenwelt. Einmal sitzt er auch über das 19. Jahrhundert zu Gericht, Seite 107, indem er demselben anmuthig den Fehbehandelschuh entgegenwirft. In der ersten Abtheilung der „Lieder“ gefiel uns besonders das landschaftliche Stimmungsbild „Abendhelle“, das feinemphundene „Nach der Krankheit“, dann die kleinen lieblichen Gestaltungen: „Einem Mädchen“, „Ueber Nacht“, „Ausgleichung“, „Unverloren“, „Höchster Besitz“, „Erdenwallen“, „Dahin“ und „Zuversicht“. Des Raumes wegen sei hier im Allgemeinen bemerkt, daß unter den „Vermischten Gedichten“ eine noch viel größere Anzahl des außerordentlich Werthvollen vorkommt, daß aber die auf Italien sich beziehenden Gedichte und der Cyklus „Hymnen der Liebe“, dann der Cyklus „Hymnen der Einsamkeit“ an Kraft des Gedankens, Innerlichkeit des Gefühls, Feinheit des Ausdrucks die früher genannten Abtheilungen weit hinter sich lassen. „Milows Sonnenwende“ ist ein hoch werthvolles kostbares Buch, das den Deutschen in Böhmen wärmstens empfohlen sein mag.

Wenn ich die „Lichtstrahlen“ der Johanna Leitenberger insbesondere wieder dem weiblichen Geschlecht unseres Vaterlandes empfehle, so bestimmt mich hiezu ein dreifacher Grund, erstens, weil es eben Novellen sind, zweitens, weil es die fleißig durchgearbeiteten und echt poetischen Arbeiten einer in Salzburg wohnenden Deutschböhmin sind, deren Familienname schon auf dem Gebiete der Industrie bei uns sich gerechter Popularität erfreut, drittens, weil das schöne Buch einem gemeinnützigen Zweck gewidmet ist, da der Reinertrag dem Frauenerwerbsvereine in Salzburg zu Gute kommt. Ein reinidealer Sinn kennzeichnet jedes dieser fleingerahnten Novellenbilder, was verräth, wie mannigfaltig, wie psychologisch treffend und wie reizend Frau Johanna Leitenberger auf diesem Gebiete zu zeichnen und zu malen vermag. Von dem düstigen Hauche der Märchen-Novelle bis zu den stärkeren Lebenstönen der biographisch-historischen steht ihrer Palette jede Farbe zu Gebote.

Wir wünschen der Verfasserin herzlich Glück zu dieser Hervorbringung und möchten sie vorzugsweise auf das Genre der historischen Novelle hinweisen, da sie genug Ernst und Neigung besitzt, das individuelle Colorit für historische Gestalten sich zu erwerben, und die Novelle doppelt werthvoll wird, wenn sie nebst dem allgemein künstlerischen auch den Werth des Kulturbildes in sich birgt.

R. B. N. v. Hansgörg.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

IV.

1876/77.

J. F. Böhmer: Regesta imperii. VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346—1378. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Böhmer's herausgegeben und ergänzt von **Alfons Huber.** Innsbruck, 1877.

Wenn, wie auch allgemein zugegeben wird, die Regierung Karls IV. die Glanz-Periode der böhmischen Geschichte bildet, so verdient schon deshalb obige Regesten-Sammlung als das wichtigste Quellenwerk begrüßt zu werden, welches seit langer Zeit auf dem Gebiete unserer Quellen-Literatur erschienen ist. Es verdient aber solchen Ruhm nicht allein um des reichen Materials willen, welches darin zusammengestellt ist, sondern auch um der Art und Weise willen, in welcher dieses Material geordnet und gesichtet worden. Dasselbe füllt einen stattlichen Quartband von LVIII und 683 Seiten (nebst einer Stammtafel der Kitzelburger von Kaiser Heinrich VII. an) und ist auf das Erscheinen dieses gewis ausgezeichneten Werkes bereits im 13. Jahrgange dieser Blätter (Liter. Beil. S. 31) aufmerksam gemacht worden.

Den Anfang mit der Schaffung desselben hat jener Mann gemacht, welchem wir die Schöpfung der deutschen Kaiser- und Reichs-Regesten verdanken, der selber in der Feststellung des That-sächlichen im Gebiete der deutschen Kaiser- und Reichsgeschichte so Außerordentliches geleistet und dabei selten wie ein Anderer anregend und belebend gewirkt hat. Johann Friedrich Böhmer hat aber die Regesten Karls IV. nicht allein begonnen, sondern er hat auch dafür gesorgt, daß das Werk vollendet und der Öffentlichkeit übergeben werden könne. Er hat nämlich eine ansehnliche Geldsumme zur Vollenbung und Herausgabe seiner Arbeiten bestimmt und in Professor Hofrat Julius Ficker in Innsbruck einen getreuen Vollstrecker seines letzten Willens gefunden. Diesem ist auch die vorliegende Regesten-Sammlung von Alfons Huber, gleichfalls Professor in Innsbruck, gewidmet, welchem der Löwenantheil an dem Zustandekommen der gewaltigen Arbeit gebührt.

Denn als eine derartige darf sie wol bezeichnet werden. Böhmer, welcher die Sammlung im Jahre 1837 begonnen und bis Schluß 1859 auf 3202 Regesten gebracht hatte, hat, obgleich er die Sammlung für beendet hielt, seinem ebenbürtigen und verdienstvollen Nachfolger gleichwol noch recht viel zu thun übrig gelassen. Die von ihm selber schon in's Werk gesetzte Vervollkommenung der Kaiser-Regesten machte nämlich eine neuerliche Durchsicht des von ihm Bearbeiteten notwendig und hatte auch eine sehr bedeutende Erweiterung und Ergänzung zur Folge. Huber brachte dadurch die Sammlung auf 7231 Regesten von Urkunden, von welchen 238 Stücke auf die Zeit entfallen, da Karl Markgraf gewesen ist, 6117 aber auf die Zeit nach seiner Königs-wal, 18 auf seine Gemalinen, 13 auf den Gegenkönig Günther von Schwarzburg, 158 auf die

mit Karl gleichzeitigen Päpste und 651 auf die Reichsachen. Nimmt man dazu die Nachrichten über Karl und dessen Regierung aus den gleichzeitigen Schriftstellern, welche ebenfalls dem Werke einverleibt worden sind, so ergibt sich eine Summe von circa 8000 Regesten, also ein Reichthum von Nachrichten, welcher alsbald zur Ausbeute nach den verschiedensten Richtungen führen wird. Die Geschichte Karls IV., welche, da Palacky fast ganz auf Pelzel fußt, seit fast einem Jahrhunderte keine Verbesserung und Erweiterung erfahren, ist nun mit einem gewaltigen Ruck vorwärts gebracht worden. Mit jener großen Anzahl von Regesten ist jedoch keineswegs die Sammlung aller Nachrichten über Karl vollständig. Abgesehen von alledem, was die Archive noch bergen mögen, glaubt Huber nicht einmal eine vollständige Sammlung des gedruckten Materials erreicht zu haben. Er setzt diesen Mangel, welcher aber nach meinem Dafürhalten kaum irgendwie in's Gewicht fallen kann, auf die Lückenhaftigkeit der Innsbrucker Universitäts-Bibliothek, sucht ihn aber durch viele Auszüge aus ungedruckten Urkunden wett zu machen, worüber ihm Mittheilungen aus den verschiedensten Gegenden, namentlich aber aus Böhmen, gemacht worden sind. Es macht übrigens einen recht erfreulichen Eindruck, wenn man allenthalben in dem Huber'schen Buche entdeckt, wie sein Verfasser jeden von anderen empfangenen Beitrag, Auskunft, Berichtigung u. s. w. diesen dankbar verbucht. Dieselbe Ehrenhaftigkeit ließ ihn auch alles deutlich kennzeichnen, was von seinem berühmten Vorgänger herrührt. Wesentlichere Zusätze zu den Böhmer'schen Aufzeichnungen gab er zwischen [] und versah die von ihm hinzugekommenen Regesten mit einem *.

Wie schon berührt worden ist, arbeitete Huber die Regesten zunächst nach der schon von Böhmer vervollkommenen Weise. Aber es ist noch manch' andere Neuerung und Verbesserung von ihm vorgenommen worden. Er hat überall die Zeugen angeführt und nur längere Reihen von böhmischem Edeln, welche keine Würde bekleidet haben, weggelassen. Er hat weiters nicht nur Urkundensammlungen, Urkundenverzeichnisse und Regesten-Werke, sondern überhaupt alle Geschichtswerke mit Urkundenauszügen ausgebeutet. Hat er damit größte Vollständigkeit der Acten angestrebt, so hat er dadurch, daß er in jedem Regest eines oder zwei Schlagworte durchschossen gedruckt hat, die Durchsicht ungemein erleichtert. Nur die urkundlichen Regesten haben eine fortlaufende Nummer, die nicht urkundlichen bloß einen Buchstaben, welchen man beim Citiren bloß mit der letzten Urkunden-Nummer zu verbinden braucht, um ein kurzes und ganz genaues Citat zu haben. Zur Vereinfachung des Citirens hat übrigens der ganze Band die Nummer VIII empfangen, während die vorhergehenden Bände die Regesten der Vorgänger Karls IV. und der IX. Band die Regesten Wenzels enthalten wird. Vielleicht findet sich in unserem Vaterlande bald jemand, welcher die Bearbeitung dieses 9. Bandes übernimmt. Neu sind in Huber's Werk dann einige Uebersichten, welche Brauch- und Benützbareit desselben wesentlich zu erhöhen geeignet sind. Es ist das erstlich ein Verzeichnis der Aufenthaltsorte des Kaisers (S. 638), ein Verzeichnis der Empfänger und des Gegenstandes der Urkunden (S. 641), wobei sich der Verfasser auf Namhaftmachung des ihm wichtig Scheinenden beschränken mußte, weiters eine Uebersicht der Urkunden nach Ländern (S. 668), dann ein Verzeichnis der Zeugen (S. 672) und endlich ein Verzeichnis der Beamten Karls IV. (S. 680), die Kanzleibeamten ausgenommen, welchen ein besonderer Abschnitt der Einleitung gewidmet ist. Was aber die Schreibung der Orts- und Familiennamen anbelangt, so hat Huber mit Recht im Allgemeinen die gegenwärtige Form dieser Eigennamen adoptirt.

In ähnlicher Weise werden alle Neubearbeitungen der Böhmer'schen Regesten verfaßt werden, da die Regesten Karls IV. zugleich als Muster und Vorbild in dieser Richtung zu dienen haben. Huber verbreitet sich über die berührten Punkte in der Einleitung zu seinem Werke, welche übrigens noch vieles andere enthält, was hier freilich nur kurz berührt werden kann. Dazu gehört erstlich das ausgezeichnete Resumé des Lebens und der gesammten Regierungsthätigkeit Karls IV. Es war für die Folgezeit von der größten Wichtigkeit, daß Karl, welcher bekanntlich ursprünglich Wenzel geheißten, in Frankreich, welches doch in der Civilisation am weitesten vorgeückt war, seine Erziehung empfangen. Als 16jähriger Jüngling legte er aber die ersten Pro-

ben seiner Tüchtigkeit in Italien ab, wo sein abenteuerlicher Vater binnen wenigen Monaten ein stattliches Reich aufgezimmeret hatte, welches freilich ebenso rasch wieder aus dem Reime ging und zusammenbrach. Hierauf fand Karl als Markgraf von Mähren und dann auch als Verweser des Königreiches Böhmen mehr als genug Gelegenheit, die vielen Regierungsfünden seines Vaters zu sühnen. Auch in Tirol suchte er wievohl vergeblich die Herrschaft seines Bruders Johann zu befestigen; die tirolischen Händel aber sind es gewesen, welche den folgenreichen Gegensatz zwischen den Häusern der Lützelburger und Wittelsbacher hervorgerufen haben. Karl hat schon im September 1343 Ludwig den Baiern nicht mehr als Kaiser anerkannt, die Art und Weise aber, wie er endlich selber auf den deutschen Königsthron erhoben worden ist, muß jedenfalls als eine recht unrühmliche bezeichnet werden. Am 4. Juli 1346 in Rense durch die drei rheinischen Erzbischöfe, seinen Vater und den Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg zum Könige gewählt, hatte er diese Wahl eigentlich nur dem römischen Stuhle zu verdanken, dem gegenüber er sich und das deutsche Königtum in noch nie dagewesener Art erniedrigte. Die Prälaten der päpstlichen Curie, welche anlässlich der Wahl Karls sich auf dem Höhepunkt ihrer Macht dem deutschen Reiche gegenüber zeigt, haben daher mit Recht den neuen König als ihren Söldling und Eilboten verspotten können. Seine Anerkennung in Deutschland ging übrigens nicht sehr rasch von Statten, denn abgesehen von dem Kaiser Ludwig hatte er nach dessen Tode noch zwei wirklich gewählte Könige, den König Eduard von England (gewählt am 10. Jänner 1348 in Lahnstein am Rhein) und den Grafen Günther von Schwarzburg (gewählt am 30. Jänner 1349), sowie einen projectirten, den Markgrafen Friedrich von Meissen, sich vom Halse zu schaffen. In den darüber sich abspielenden Händeln zeigte sich aber schon deutlich eine der vornehmsten Charakter-Eigenschaften Karls, die nämlich, die Dinge lieber mittelst diplomatischer denn gewaltfamer Mittel zu einem guten Ende zu führen. Geld spielte dabei eine große Rolle; wenn ihm aber Liebe zu demselben vorgeworfen worden, so weist Huber diesen Vorwurf zurück und will nur gelten lassen, daß Karl bloß um höherer Zwecke willen Wert auf dasselbe gelegt hat.

Die Geschichte der Regierung des Reiches durch Karl theilt sich dann nach Huber in sechs Hauptabschnitte. Der erste umspannt die Zeit des Kampfes mit den Gegenkönigen und den Wittelsbachern (1346—1349). Hier wäre besonders hervorzuheben die Episode mit dem falschen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, welcher von Karl und dessen Anhang als Trumpf gegen den Markgrafen Ludwig von Brandenburg als das Haupt der Wittelsbach'schen Partei ausgespielt worden war. Karl erklärte noch am 15. August 1349, daß er den Waldemar, welcher in Wirklichkeit ein Müller oder Bauer gewesen, für einen Markgrafen von Brandenburg und Landsberg anerkenne, und bewies damit einen nicht sonderlich feinen Sinn in der Wahl diplomatischer Mittel. Der zweite Hauptabschnitt hätte dann die Zeit von der Unterwerfung Günthers von Schwarzburg bis zum Antritte des Römerzuges (1349—1354) zu umfassen. In diese Periode fällt die Beseitigung des feindseligen Verhältnisses zwischen den Lützelburgern und den Wittelsbachern durch den Vertrag zu Bauen (14. Februar 1350), die Verleihung Mährens als eines Mannslehens an seinen Bruder Johann am 26. Dezember 1349, die Uebertragung des Stammlandes Lützelburg an seinen jüngsten Bruder Wenzel (Ende 1353), welches Land von Karl am 13. März 1354 zu einem Herzogtum erhoben worden ist, endlich die bedeutende Erweiterung des böhmischen Gebietes in der Oberpfalz durch die pfandweise Gewinnung einer ganzen Reihe von Städten und Burgen von den Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. und d. j. (29. October 1353). Es muß ferner auch auf Karls Bemühungen um Herstellung der Ruhe im Reiche durch Errichtung von Landfriedensbündnissen oder Begünstigung solcher, welche schon errichtet waren, hingewiesen werden. Karl hat sich in dieser Beziehung unstreitig Verdienste um das Reich erworben. Der dritte Abschnitt dann ist dem ersten Römerzuge Karls zu widmen (1354—1355). Es ist Hoffnung vorhanden, daß einer unserer Landsleute und Volksgenossen, welcher historische Studien zu seinem Lebensberufe erwählt hat, eine ausführliche Monografie über diesen Gegenstand veröffentlichen wird. Wenn man aber bisher keine sonderlich günstige Vorstellung von den Resultaten des ersten Römerzuges besaßen, so ist Huber dagegen geneigt, denselben keineswegs geringschätzig

zu beurtheilen, weil Karl wenn auch nur durch die ihm mehr sympathischen diplomatischen Mittel doch das Ansehen des Reiches in Italien hergestellt und auch dauernde Erfolge errungen hat. Im vierten Abschnitt (Karls Wirken in Deutschland von der Rückkehr aus Italien bis zum zweiten Zuge nach Italien, 1355—1368) wäre zunächst nennenswert die Geschichte der sog. goldenen Bulle. Das seit einem Jahrhundert bestehende ausschließliche Wahlrecht der Kurfürsten ward jetzt auch codificirt, die Ausübung desselben aber auf die wirklichen Besitzer der Kurländer, welche und zwar die weltlichen für untheilbar erklärt wurden, beschränkt, der König von Böhmen als erster unter den weltlichen Kurfürsten ernannt und für die Gültigkeit der Wahl die einfache Majorität als maßgebend bestimmt. In diese Periode fallen dann auch die mancherlei Missethigkeiten mit dem ehr- und titelsüchtigen Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, die schließlich eine Erbverbrüderung zwischen den Kitzelburgern und Habsburgern zur Folge hatten (Februar 1364), die vorbereitenden Schritte zur Gewinnung der Mark Brandenburg und die Erwerbung der Lausitz (11. Oktober 1367). Am 4. Juni 1365 aber hatte Karl sich zum Könige von Arelat krönen lassen, doch ist sein Auftreten im Südwesten des Reiches nicht von einer größeren Wirkung und Erfolg begleitet gewesen. Auch seine Bemühungen um die Ueberfiedlung der Päpste von Avignon nach Rom hatten vor der Hand nur einen vorübergehenden Erfolg. Den fünften Hauptabschnitt der Regierung Karls würde der zweite Zug nach Italien (1368—1369) bilden, welchen Zug Huber im Ganzen als einen verfehlten bezeichnen zu sollen glaubt. Der sechste Hauptabschnitt würde endlich die letzte Regierungs-Periode umfassen, während welcher (1369—1378) Karl vornehmlich der Pflege der Interessen seines Hauses sich widmete. Er that die ersten vorbereitenden Schritte, welche nachmals seinen Sohn Sigmund auf den ungarischen Thron führten, erreichte, freilich gegen schweres Geld und Preisgebung wichtiger Reichsinteressen, die Vereinigung der Mark Brandenburg mit der Krone Böhmen (29. Juni 1374) sowie die Erwählung seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige am 10. Juni 1376. Wenn aber diese beiden letzten Dinge sich wie ein großer Erfolg ausnehmen, so betrachtet sie Huber als von sehr üblen Folgen für Deutschland, weil sie jenen Gegensatz zwischen den Reichsstädten und den Fürsten begründet haben, „der sich ein Jahrhundert lang nicht mehr beseitigen ließ und ein einträchtiges Zusammenwirken beider für allgemeine Reichszwecke fast unmöglich machte. Ein Riß ging durch das Reich, der sich nur sehr schwer wieder ausfüllen ließ.“

Obgleich Karl die Markgrafschaft Brandenburg für immer mit Böhmen vereinigt hatte, so gab er sie gleichwol vor seinem Tode seinem Sohne Sigmund, während er einen Theil der Lausitz an seinen jüngsten Sohn Johann verlieh, so daß nun, da Mähren und Kitzelburg auch ihre eigenen Fürsten hatten, der Besitz der Kitzelburger unter fünf Fürsten zersplittert war. Karl hatte übrigens im Reiche 31 $\frac{1}{2}$ Jahre regiert. Huber will jedoch den bekannten Ausspruch Kaisers Max I., wornach Karl des h. römischen Reiches Erznießvater gewesen, als einen ungerechtfertigten angesehen wissen. Es war nicht mehr möglich, die aristokratische Form der deutschen Reichsverfassung ohne einen Kampf auf Leben und Tod zu brechen, und so hatte es schon ein Gutes, daß Karl auch ohne das Ordnung geschaffen und erhalten. Mit Ausnahme des Jahres 1352 kam er alljährlich in das Reich, auch so ziemlich in alle Theile, am häufigsten in das Frankenland, wo Nürnberg gewissermassen als zweite Haupt- und Residenzstadt angesehen werden kann. Seine Begleitung bestand, wie aus den Zeugenreihen hervorgeht, sehr häufig aus Böhmen, aber nur zwei Fälle sind nachweisbar, daß Böhmen auch mit Verweisung von Reichsämtern betraut worden sind. Indes finden sich nicht weniger häufig deutsche Bischöfe, Fürsten oder Magnaten in seiner Umgebung, von welchen hier nur Bischof Dietrich von Minden, später Erzbischof von Magdeburg, deshalb hervorgehoben werden soll, weil von ihm behauptet wird, daß er aus Kugelweit bei Krumman und Kalsching gestammt hat, während er bloß den Beinamen Kugelwit geführt und eines Tuchmachers Sohn aus Stendal gewesen ist. Dietrich Kugelwit hat durch einige Zeit die Verwaltung der Finanzen des Kaisers besorgt.

Sonst muß Karl viel Sinn und Verständnis für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt werden. War doch er selber ein sehr gebildeter Mann, welcher czechisch, deutsch, lateinisch, französisch

und italienisch zu sprechen und zu schreiben verstand. Zwinger-Jacob von Königshofen rühmt ihm nach, daß er die deutsche Sprache am allerliebsten gehabt, deshalb er die deutsche Sprache auch sehr gemehrt, da man zu Prag und durch das ganze Böhmerland die deutsche Sprache am allermeisten übt, wo zuvor nicht anders denn böhmisch (cechisch) gesprochen worden. Der Zwinger hat da offenbar nur die böhmischen Städte vor Augen gehabt und die haben allerdings zur Zeit der Regierung Karls einen entschieden deutschen Charakter gehabt. Es hat übrigens damals schon auch an einer zahlreichen deutschen Landbevölkerung nicht gemangelt. So konnte Böhmen auch das Land werden, in welchem, wie sich jetzt immer deutlicher herausstellen will, die Wiege der neuhochdeutschen Schriftsprache gestanden ist. Kann Karl überhaupt als ein Förderer der deutschen Literatur angesehen werden, so kann ihm ein Gleiches gegenüber den Anfängen der cechischen Literatur nicht nachgerühmt werden. Wenn aber dieselben mit seiner Regierungszeit zusammenfallen, so bestätigt dieser Umstand, wie befruchtend die von Karl gegebenen literarischen Impulse auch nach dieser Richtung gewirkt haben. Daß er dann in einzelnen Urkunden sich als Slaven bezeichnet, mag ebenso auf Rechnung rhetorischer Kunst wie seiner Politik gesetzt werden, welsch' letztere und dann seine wirklich große Liebe zu dem Königreiche ihn dem stark germanisirenden Zuge der Zeit manchen Dämpfer aufsetzen lassen mochten, so daß der nationale Gegensatz während seiner Regierung noch ein latenter blieb, dann aber auch um so kräftiger hervorbrach. Bekannt ist sein Verhältnis zu Petrarca und auch Heinrich von Mügeln, einer der hervorragenden deutschen Dichter der damaligen Zeit, stand ihm nahe. Hat er sich dann selber als Geschichtschreiber mit rühmlichem Erfolge versucht, so war er weniger glücklich in seinen Bemühungen, die böhmische Geschichtschreibung durch Unterstützung anderer zu fördern. Indes mögen die Leistungen derselben doch vielfach zur Hebung des nationalen Bewußtseins der Cechen, welches unter der folgenden Regierung sich so lebhaft zu äußern begann, das Ihrige beigetragen haben. Seine größte That im Interesse der Wissenschaft war aber die Errichtung der Prager Universität; was dagegen durch ihn und unter ihm für die Kunst geschehen, lernen wir zumeist aus Benesch kennen.

Es muß Karl endlich auch zum Ruhme angerechnet werden, daß er Pflege und Handhabung des Rechtes sich sehr angelegen sein ließ. Ein Fortschritt in der Humanität war es, wenn unter seiner Regierung in Böhmen die Gottesurtheile mit glühendem Eisen und kaltem Wasser aufhörten; dagegen vermochte er hier eben so wenig wie in Deutschland den Zug nach einem aristokratischen Gepräge der Verfassung aufzuhalten. Ganz natürlich, der Zug war eben ein allgemeiner, alle Länder von Westen gegen Osten durchschreitender und beherrschender und gegen diese gewaltige Strömung hätte auch die Macht des einzelnen, wie groß auch dieselbe gewesen, nichts auszurichten vermocht. Diesem Zuge mußte auch sein Gesetzbuch, die *Maiestas Carolina*, zum Opfer fallen.

Wenn Huber's mühevollen und gründlichen Arbeit als festes Fundament einer Geschichte Karls begrüßt werden kann, so ist sie auch noch in anderer Beziehung von großer Wichtigkeit. Sind nämlich Regesten überhaupt die unabweisliche Vor- und Hauptbedingung aller Diplomatie, so ist das Huber'sche Werk schon dadurch und weiters durch das von Bedeutung, was in ihm über die Kanzleiverhältnisse unter Karl IV. mitgeteilt wird. Huber hat damit nicht nur eine Diplomatie Karls IV. überhaupt möglich gemacht, sondern gleich selber auch einen sehr wertvollen Anfang zu derselben geliefert. Es kann auf dieses Kapitel leider nur kurz hier eingegangen werden. Huber verbreitet sich zunächst über das Vorgehen bei der Beurkundung und stellt dann Verzeichnisse zusammen, erstlich der Personen, welche die Ausfertigung der Urkunden angeordnet und welche solchen Befehl vollzogen haben, zweitens ein Verzeichnis der Correctoren der Urkunden und drittens ein solches der Registratoren. In dem von Glaseney herausgegebenen *Registrum registrandorum Karoli IV.* hat sich auch ein Stück der alten Reichs-Registratur erhalten, in welche aber die Urkunden nicht nach den ausgefertigten Originalien, sondern nach den Concepten eingetragen worden sind, ein Vorgang, welcher auch in der päpstlichen Kanzlei und überhaupt allgemein üblich gewesen sein mag, da es sich wesentlich nur um die Erhaltung der Wissenschaft

des Rechtsinhaltes der Urkunde handeln konnte, dieser aber den wesentlichen Bestandtheil des Conceptes ausmachte, während die Protokolltheile, wie wir sagen würden, erst vom Expedite hinzugefügt worden sind.

Das Kanzlei-Personale war ein zahlreiches, die unterste Stufe desselben haben offenbar die Registratoren eingenommen. Die Mehrzahl dieser Beamten kann in gar keiner anderen Stellung nachgewiesen werden. Was dann die Correctoren der Urkunden anbelangt, so gab es wenigstens solche, welche zu den angesehensten Kanzleibeamten gezählt werden müssen, und im Allgemeinen wird man sie den Notaren gleichstellen dürfen. Der Notare aber, welche den Beurkundungsbefehl zu vollziehen hatten, vermag Huber 37 nachzuweisen, während noch zwei andere Notare nur als Schreiber beim Hofgericht in Verwendung gestanden zu sein scheinen. Ueber den Notaren standen die Proto-notare, deren von Huber fünf nachgewiesen werden, nicht aber auch ihre Kanzleithätigkeit näher bezeichnet wird. Sie mögen vornemlich die Recognition der Urkunden besorgt haben. Ueber allen Kanzleibeamten stand aber der jeweilige Kanzler; als Markgraf von Mähren hatte Karl deren 3 oder 4, als römischer König deren 6. Von den letzteren waren alle mit Ausnahme des ersten, welcher zuletzt Propst von Prag gewesen, von bischöflichem Range (Bischöfe von Olmütz, Leitomischl, Breslau und Eichstädt). Wie schon längst erweist sich auch unter Karl das Kanzleramt des Propstes von Whyschegrad als ein leerer Titel. Als bloßer Titel tritt uns auch das Erzkanzleramt der drei rheinischen Erzbischöfe entgegen, „es gab überhaupt keine getrennten Kanzleien für deutsche, italienische und burgundische Angelegenheiten, sondern ein und derselbe Notar erscheint in Deutschland, Italien und Burgund thätig und wird bei Ausstellung von Urkunden für alle drei Reiche verwendet.“ Ein Gleiches gilt bezüglich Böhmens, denn es hat auch eine besondere böhmische Kanzlei nicht gegeben.

Ueber die Datirung ist zu bemerken, daß sich nun auch bei den Urkunden Karls herausgestellt hat, daß sich das actum und datum derselben keineswegs decken, daß wenn es heißt, gegeben an diesem oder jenem Orte zu der und der Zeit, der Kaiser keineswegs in dem Orte eben sich aufgehalten haben, daß die Urkunde nicht eben in diesem Orte an demselben Tage angefertigt worden sein muß. Im Allgemeinen mögen wol Orts- und Zeitangaben mit dem Itinerar des Kaisers zusammenfallen, allein Huber weist eine ansehnliche Zahl von Fällen nach, wo die eben erwähnte Regel nicht Stich hält. Es wird daher bei Benützung der Urkunden Karls auf diesen Umstand wol zu achten sein. Was dann die chronologischen Bestimmungen anbelangt, so fällt die Epoche der Indiction, wenn die ja angegeben wird, mit der Jahres-Epoche zusammen, während diese mit dem 25. Dezember oder mit dem 1. Jänner zusammenfällt. Der Jahresanfang mit dem 25. December ist insbesondere dem böhmischen Mittelalter eigentümlich und in den Karl'schen Urkunden häufiger als der andere angewendet. In der Zählung der Jahre des Kaisertums stellte sich aber die Eigentümlichkeit heraus, daß dieselben nicht den 5. April zur Epoche haben, an welchem Tage (1355) Karl zum Kaiser gekrönt worden ist, sondern den jeweiligen Ostersonntag, weil dieser im Jahre 1355 auf den 5. April gefallen ist. Huber hat dann noch festgestellt, daß das Fest der h. Margarete nicht auf den 15. und 20. Juli fallen kann. Nun ist leicht zu denken, daß die Kanzlei böhmischer Calendarien sich bedient hat, diese haben aber Margarete ebenso regelmäßig am 12. Juli wie Georg am 23. April.

Seine wie man selbst schon aus dieser kurzen Darlegung wol entnehmen kann, sehr lehrreiche Einleitung hat Huber auch mit einem Verzeichnis der Bevollmächtigten Karls IV. für diplomatische Missionen versehen, endlich auch mit einer Uebersicht der Quellschriftsteller für die Zeit dieses Herrschers, welche er in drei Rubriken: Deutsche Quellen, italienische und andere Quellen und Formelbücher, zusammengestellt hat. Referent kann aber hier von der Huber'schen Regesten-Sammlung, deren Anblick und Durchsicht ihn immer wieder mit den Gefühlen lebhaftester Freude und Anerkennung erfüllt hat, nicht ohne das Bekenntnis scheiden, daß abgesehen von dem großen Verdienste, welches der Verfasser sich damit um die Reichsgeschichte erworben, er mit seinem Werke auch das Beste geliefert hat, was seit Palacky im Gebiete der böhmischen Geschichte geleistet worden ist. Die Regesten Karls werden ihren bleibenden Wert haben und

voraussichtlich die Forschung in der Zeit, welche sie umspannen, außerordentlich fördern. Wird sich hiebei die eine und andere Unrichtigkeit ergeben, so ist vor Augen zu halten, daß bei der außerordentlich ungleichartigen und vielfach mangelhaften Ueberlieferung des Stoffes und bei dem Umstande, daß hier die Aufmerksamkeit von Tausenden und Tausenden von Gegenständen und Dingen in Anspruch genommen war und daher naturgemäß sich dann und wann abschwächen mußte, dergleichen Unrichtigkeiten immerhin unterlaufen konnten.

Es sei mir schließlich gestattet, wenigstens im Namen der deutschen Geschichtsforscher in Böhmen, Herrn Professor Huber den herzlichsten Glückwunsch zur Vollendung seines großen Werkes darzubringen und den wärmsten Dank für dasselbe auszusprechen. M. Pangerl.

Engelbert Panni: Die königliche freie Goldbergstadt Bergreichenstein und die ehemalige königliche Burg Karlsberg. Ein Gedenkbuch. Im Verlage des Feuerwehrevines in Bergreichenstein, dem der Reinertrag gewidmet ist.

Diese Schrift, welche mit zwei Abbildungen (Bergreichenstein vor dem Jahre 1830 und Burg Karlsberg) geschmückt ist, erschien zu Anfang dieses Jahres (1877), nachdem sie, wie wir aus der Vorrede ersehen, bereits im December 1875 verfaßt war. Sie besteht aus fünf Abschnitten, von welchen der erste und umfanglichste der genannten Stadt selber, der zweite der Burg Karlsberg, der dritte der Entstehung der Bürgerschützen, der Büchschützen-Gesellschaft und des Schützen-Corps, der vierte der Feuerwehr gewidmet ist und der fünfte endlich „Mannigfaltigkeiten“ bringt. Es sind diese letzteren vornehmlich Materialien zu einer Chronik von Bergreichenstein. Beim Durchblättern dieser Schrift gewinnt man jedenfalls die Ueberzeugung, daß das, was an historischem Material über Bergreichenstein noch vorhanden ist, sich von kundiger Hand zu einer ganz lesenswerten Monographie gestalten lassen mußte. Wir würden dann einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des böhmischen Bergwesens, der deutschen Colonisation und des Deutschtums überhaupt besitzen. So aber, wie uns die Schrift von dem Verfasser geboten worden, der Stadt-Secretär in Bergreichenstein ist, kann in angedeuteten Richtungen nicht viel aus derselben gewonnen werden. Das Thatsächliche wird uns in unverlässlicher Weise mitgeteilt, Form und Gruppierung des Stoffes werden ganz vernachlässigt, zu einer Sichtung und kritischen Behandlung desselben ward auch nicht einmal ein Anlauf genommen. Wir verkennen nicht das warme Fühlen und Denken des Verfassers für die Stadt, deren Geschichte er zu schreiben versucht hat, allein das kann uns nicht für den Abgang jedes wissenschaftlichen Gewinnes entschädigen, welchen wir aus seiner Arbeit ziehen zu können vermeinten. Die Thatsache, daß ich ein glühender Verehrer der bildenden Künste bin, kann die mißlungenen Bildwerke, welche ich etwa selber geschaffen, anderen nicht angenehmer machen. Hr. Panni hat sich, wie jeder objectiv und billige Beurtheiler seiner Schrift erklären wird, an eine Aufgabe gemacht, deren glückliche Lösung ihm deshalb eine unmögliche werden mußte, weil sich zu dem Wollen das Können in allzu geringem Grade gesellte. Es thut uns leid, das sagen zu müssen, und wir hätten uns viel lieber über die vorliegende Schrift in aner kennender Weise ausgesprochen, allein wir müssen doch auch der Wahrheit gerecht werden und sonst den lebhaften Wunsch aussprechen, daß diejenigen von unseren Volksgenossen, welche als Lehrer der Geschichte thätig sind, sich nicht länger noch so unfruchtbar zur Geschichtsforschung verhalten mögen, wie es bisher leider der Fall gewesen ist. Welch' lesenswerte Geschichte von Bergreichenstein mußte sich nicht auf Grund der noch vorhandenen schriftlichen und sonstigen Denkmäler schreiben lassen und welcher Gewinn könnte dann aus einer solchen für die Landesgeschichte und die Geschichte des Deutschtums gezogen werden! Freilich sind dazu mehrere Eigenschaften notwendig: warmes Fühlen für das Volk, welchem man angehört, wissenschaftlicher Sinn und Verständnis und Lust zur Arbeit, aber welcher junge Mann will sich nachsagen lassen, daß er diese Eigenschaften sich nicht erworben hat, auch nicht mehr erwerben will?

Monitor.

Dr. **Mathias Maria Fehfar**: Das ehemalige Cistercienserinnen-Stift Frauenthal bei Deutschbrod in Böhmen, nunmehr Domäne Ihrer Exc. der Gräfin Clam-Gallas. Nikolsburg, 1876.

Unzweifelhaft besitzen Monografreen, in welchen insbesondere die Feststellung des Thatsächlichen in sorgfältiger Weise durchgeführt erscheint, einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert. Denn je fleißiger dieselben gearbeitet sind, um so sichere Grundlagen werden dadurch für die allgemeine Landesgeschichte gewonnen. Es kann daher den Verfassern von Monografreen nicht genug empfohlen werden, bei ihren Arbeiten die größte Sorgfalt auf Feststellung des Thatsächlichen zu verwenden und dabei mit der größten kritischen Vorsicht vorzugehen. Der Verfasser der vorliegenden Monografie hat das leider nicht gethan, war sich überhaupt dieser Forderung gar nicht bewußt, daher seine Arbeit selbst als Materialien-Sammlung nur einen geringen Wert beanspruchen kann. Die Daten, welche er uns bietet, werden nie ohne vorgängige Prüfung benützt werden dürfen. Dieselben sind nämlich häufig nicht bloß ungenau, sondern geradezu falsch. Wir werden dessen z. B. gleich bei Erzählung der Gründung des Klosters gewahr. Die Stifterinnen des Klosters sind nach ihm die Schwestern Ultha oder Benigna genannt und Ludmilla aus dem Hause der Grafen Verta von Lipa. Es ist aber Thatsache, daß Katharina, Abtissin des Klosters Himmelspforte zu Tischnowitz in Mähren, die Stifterin gewesen ist. Und diese Katharina, dann deren Schwester Ludmilla waren keineswegs Sprößlinge des Hauses Verta, sondern entstammten dem Hause der Witigonen und zwar dem Zweige der Herren von Landstein. S. Archiv für österr. Gesch. LI. 572 und ff. Man sieht, wohin man gerät, wenn man wie der Verfasser bloß nach Quellen arbeitet, welche zufällig zu Gebote stehen. Derartige Arbeiten werden ihrerseits unverstehbare Quellen neuer Irrthümer, und dann muß sich dem gewissenhaften Historiker der Wunsch aufdrängen, daß sie lieber gar nicht hätten gedruckt werden sollen. Wir begnügen uns mit der einen Probe, welche darthun soll, mit welcher äußersten Vorsicht die Schrift Fehfar's zu benützen ist. Demselben mangelt es keineswegs an Liebe zur Geschichte, jedoch durchaus an historischer Auffassung und Verständnis. Er hat kaum eine blasse Idee von der geschichtlichen Bedeutung des Cistercienser-Ordens überhaupt und von der Bedeutung desselben für Böhmen und Mähren insbesondere. Der Thatsache, daß derselbe ein sehr wirksamer Hebel der Colonisation und Germanisation gewesen, würde er auch kaum Geschmack abgewinnen, wenn das aus dem Tenor seines Buches geschlossen werden darf. Seine historische Auffassung bewegt sich überhaupt innerhalb der denkbar engsten Gränzen, demnach es jedem, der sein Buch gelesen hat, ganz gleichgiltig sein wird, daß ein Decret Kaiser Josefs II. das Stift Frauenthal im J. 1782 aus dem Kreise der Lebenden entfernt hat. Er versteht gar kein wärmeres Interesse für die klösterliche Familie zu erwecken, deren Geschichte er uns vorführt. Er erzählt uns: „Unter der Abtissin Anna war noch immer das Stift Frauenthal in Blüthe. Nach ihrem Tode wurde im J. 1392 die Chorfrau Katharina III. zu ihrer Nachfolgerin erwählt, die jedoch nach wenigen Jahren rastlosen Lebens im Herren entschlief.“ Vergeblich sehen wir uns nach Thatsachen um, welche einerseits die „Blüthe,“ andererseits aber das „rastlose Leben“ bekunden würden. Dergleichen gedankenlose Urtheile bietet das Buch in schwerer Menge und es scheint uns keine Entschädigung für dieselben zu sein, wenn der Verfasser in Text und Anmerkungen allerlei Nachrichten über gesellschaftlich hoch stehende Personen bietet, welche mit der Geschichte von Frauenthal freilich nur so viel zu thun haben, als der Verfasser derselben die Ehre genießt, von ihnen gekannt zu sein. Wenn nicht sonst die Liebe zu dem von dem Verfasser behandelten Gegenstand deutlich erkennbar wäre, so müßte man auf den Gedanken geraten, daß er das Buch eigentlich nur zu Ehren dieser Personen geschrieben hat. Wissenschaftlichen Wert kann seine Monografie durchaus nicht beanspruchen, als Sammlung von Materialien besitzt sie einen bloß mittelmäßigen Wert.

Matth. Pangerl.

Joh. Neubauer: Die deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert. Programm des Communal-Realgymnasiums zu Elbogen. 1876.

Schlesinger hatte in seiner Geschichte Böhmens Recht gehabt, wenn er klagte, der Antheil Böhmens an der deutschen Literatur sei noch zu wenig gewürdigt worden. Gewiß würde eine tüchtige Arbeit in dieser Beziehung mit Freuden begrüßt werden und Herr Neubauer ging mit seinem Aufsatz einem richtigen Gedanken nach. Aber die Art, wie er ihn ausführte, kann nichts weniger als befriedigen. Damit, daß man in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsucht, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnis gestanden, und daß man dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereichert, damit ist doch zu wenig geleistet. Eine andere Mühe nahm sich aber der Verfasser nicht, wie sich Ref. Schritt für Schritt überzeuge. Nur ein- oder das anderrmal ist ersichtlich, daß der Verfasser auch Gerwinus oder Kobeslein in der Hand gehabt. Fast durchgehends sind Schlesinger und Kurz satzweise benützt. Auch nicht immer richtig. Müglin's „Buch der Waibe“ endigt nicht damit, daß Kaiser Karl die Jungfrauen zur Natur schickt, Heinrich Eckhart ist nicht Vater der deutschen Speculation, sondern der deutschen Mystik, der Schulhalter von Eger heißt nicht Engelbert, sondern Engelhart, dem Petrus von Dresden wird mit Unrecht das Lied in dulci júbilo zugeschrieben, der Doctor der Theologie in Prag ist nicht Heinrich von Müglin, sondern Müllich von Prag, Eberhard Winded ist 1378 geboren, Beheim's Todesjahr ist unbekannt, also nicht willkürlich auf 1475 zu setzen. Von einer Vollständigkeit des Materials ist keine Rede, so fehlt schon unter den Minnesängern Meister Sigeher, der zumeist am böhmischen Hof lebte und zwischen 1250—1272 dichtete (MSH 2, 360; 4, 661 ff.), und die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur ist ganz ungenügend, wohl weil Kurz dazu nichts bietet. Daß Ulrich von Eschenbach neben der Alexandreis auch einen Wilhelm von Wenden geschrieben, der zur böhm. Geschichte in nächster Beziehung steht, hätte aus Goedeke's Grundriß bekannt sein können, wenn auch Toischer's Ausgabe noch nicht vorlag. Ernstere Forschung ist überhaupt sehr im Aufsatz zu vermissen, sonst hätte Herr Neubauer z. B. nicht geschrieben, Walthar sei in Böhmen gewesen zu sein, sondern hätte sich aus D. We. König Philipp S. 59, oder Rieger, Walthar S. 9, die Gewisheit geholt, daß der Dichter 1198 an den thüringischen Hof über Böhmen ging. Geradezu überraschend ist es, daß S. 7 und 8 der Meistergesang mit der Volkspoesie identificirt wird. Citirt wird zuweilen nicht verständlich so S. 12, und auch über den Stil der Arbeit wäre manches zu bemerken. Auch mag nebenbei erwähnt werden, daß weder Schlesinger noch Kurz irgendwo als Quellen genannt sind.

L a n g h a n s.

Dr. Johann Kelle: Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. München, 1876.

Bekanntlich ist die Tradition, daß die Jesuiten wenigstens gute Lehrer waren, noch nicht erloschen, trotzdem viele Stimmen sich gegen sie erhoben, wie neuestens die des Grafen von D e h m, Zirngiebel's u. A. Auch Prof. F. Huber's vortreffliches Buch über den gesal. lenen und wieder aufgerichteten, allerwärts verurtheilten und überall einflußreichen Orden Loyola's gab gerade über jenen Theil von dessen Wirksamkeit, der am bedenklichsten erscheinen muß, über dessen erziehende und Lehrthätigkeit nicht ein so sicheres und richtiges Urtheil, wie es sonst in seinem Werke allgemein anerkannt ist. Allerdings hat er an den Jesuiten als Lehrern auch nichts zu rühmen, verkennt nicht, daß ihre Pädagogik Unzählige „in ihrer geistigen Entwicklung zurückgehalten und intellectuell und moralisch verkrüppelt hat,“ und er kann ihr nur „einen sehr relativen Wert“ zugestehen. Diese Seite der Jesuiten beleuchtete nun Prof. J o h a n n K e l l e in seinem 1873 erschienenen Buch: „Die Jesuitengymnasien in Oesterreich vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart,“ welchem Werk in diesen Blättern schon (XII. Jahrgang, literar. Beilage S. 47) gebührende Anerkennung wurde. Mit unbergleichlichem Fleiße und in einer mustergiltigen Darstellung wurde darin aus gedruckten un-

ungebrachten Quellen, jesuitischen Schul- und Lehrbüchern, Aufgaben, Briefen der Schüler, Entwürfen für Dramen etc. nachgewiesen, daß in Oesterreich — daselbe zeigte dann nach Kelle's Vorgang Kluckhohn in Sybel's Zeitschrift für Baiern — die Jesuiten im besten Fall eine bloß formelle äußerliche Bildung auf Grund des fast ausschließlich betriebenen Lateins erzielten, immer aber systematische Erödung des selbständigen Denkens, bewußte Fernhaltung jedes positiven Wissens anstrebten. Unwissenheit, Frömmelei und Fanatismus, das waren die Früchte einer den Zwecken des Ordens untergeordneten Pädagogik. Leider hatte der Verfasser den ganzen Umfang seiner Quellen, namentlich der ungedruckten nicht citirt und so fanden eifrige Mitglieder der Societät ein weites Feld zu vermeintlichen Widerlegungen. Die ganze Reihe schwerer Thatsachen wurde nach dem bekannten Recepte einer gewissen Polemik als Lüge, Verläumdung, gehässige Verdrehung geläugnet und ad majorem societatis gloriam umgefärbt. Ohne Ahnung von dem urkundlichen Apparat, nach welchem Kelle sein vernichtendes Urtheil geschrieben, in Täuschung besangen über die abgenützten Künste ihrer Sophistik, oder in der Vorausicht, wenigstens in gewissen Kreisen mit ihren Auslassungen durchzudringen, erließen die Linzer Herren unter dem Namen Rupert Ebner's 1875 mit der „Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: Die Jesuitengymnasien in Oesterreich“ eine jeder Wissenschaftlichkeit spottende, obwohl sehr methodisch abgefaßte Erwiderung. Es seien nur einige Beispiele von der Art, wie die Jesuiten sich vertheidigen, angeführt. Kelle hatte S. 18 seines Buches aus der Grammatik des Alvarus zum Beweis ihrer Unbrauchbarkeit eine den gesunden Menschenverstand geradezu höhrende Definition angeführt. Die Herren sagen darauf kurzweg, „die Definition existiere in Alvarez nicht,“ „sie sei von Kelle auf eigene Faust fabriciert.“ Es gibt natürlich immer Leute, die nicht in der von Kelle angezogenen Ausgabe 1844, wo die Definition S. 9 wirklich steht, oder die Mailänder vom J. 1754, wo sie S. 153 auch wie in andern zu finden ist, nachschlagen werden. Wenn Kelle die Andachtslosigkeit beim Gebete der Novizen tadelte, gestützt auf ein Schreiben des polnischen Provinzials, der es beklagt, daß die Novizen mit solcher Lauheit und Unverschämtheit beten, daß sie Auswärtigen Aergernis geben, so lassen die Verfasser der Gegenschrift eine Predigt über den Wert des mündlichen Gebetes los, lenken die Leser geschickt von dem, um was es sich handelt, ab und können dann die Bosheit ihres Gegners schmähen, der wegwerfend über das Gebet spricht. Ein andermal ziehen sie als Beweis dafür wie tüchtig ein Lehrbuch gewesen, die Thatsache an, daß daselbe durch zwei Jahrhunderte in allen Ländern von West- Süd- und Mitteleuropa in den Schulen angewendet wurde. Daß diese Schulen jesuitisch waren, daß in diesem Beweis ein circulus vitiosus steckt, merken sie nicht oder vielmehr sie hoffen, daß er nicht sofort von Jedem gemerkt wird.

Kelle hat auf dieses Machwerk in einer ausführlichen, in der histor. Zeitsch. niedergelegten und auch separat gedruckten Abhandlung „die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich“ geantwortet. Daß er seine Gegner dessen würdigte, könnte man fast bedauern, er hätte sich mit dem Gefühl, das er für sie zum Schlusse seiner Abhandlung ausspricht, vollständig genügen lassen können, wenn er nicht wieder so Treffliches zur Sache vorzubringen gehabt hätte. Durch die Vorführung des vollständig Quellenmaterials, über das er verfügt, durch die Ausdehnung der Arbeit über das 18. Jahrhundert hinab, durch genauere Ausführung des Einzelnen und schließlich durch die Entlarvung modern jesuitischer Polemik ist die neue Arbeit eben ein neues Verdienst geworden. Vor der sonnigen Klarheit der documentirten Thatsachen verschwindet die „Beleuchtung“ wie ein unsicher flackerndes Sumpflicht und es erzeugt stellenweise einen tragikomischen Eindruck, wie Kelle den Verfassern der Beleuchtung heimleuchtet, da er den glücklichen Griff thut, gegen sie nur ihre eigenen Vorgesetzten zu citieren.

Es wäre für das Referat sehr lohnend, Kelle's Erwiderung aus der breiten Polemik mit ihren Resultaten herauszuschälen, aber da diese dieselben sind wie im ursprünglichen Buche und sie schon einmal in unsern Blättern gewürdigt wurden, so möge es genügen, herauszuheben, wie der Orden seine Lehrer bildete und wählte. Novizen, welche ihre Prüfungszeit bestanden hatten, wurden als sogenannte Repetenten zum Gymnasiallehrfach vorbereitet, was zwei Jahre,

später nur ein Jahr dauerte. Es ist staunenswert, wie systematisch schlecht die Vorbereitung gewesen. Kelle weist nach, wie im Noviziat nur unbrauchbare Grammatiken und Übungsbücher für das Lateinische und das Griechische in Gebrauch standen, daß nichts von Geschichte und Mathematik, die der künftige Gymnasiallehrer doch auch unterrichten mußte, gelehrt wurde, während die Lectüre deutscher Schriftsteller verboten war. Nach der Repetition hörte der Candidat eine sogenannte Philosophie und mußte darauf unter der Aufsicht des Präfecten Professor oder Magister werden, ohne Rücksicht auf Lust oder Beruf. Ja gerade die Widerstrebenden wurden zum Lehren am meisten verwendet (S. 48.) Von einer ferneren Ausbildung während der Lehrzeit konnte bei den verschiedensten Tagesgeschäften, die selbst auf die Sorge um den Keller ausgedehnt waren, nicht die Rede sein und ebenso wenig von der Erlangung practischer Fertigkeit im Unterrichten, da der Lehrer mit seinen Schülern von Classe zu Classe aufstieg, immer erst den ihm oft ganz neuen Lehrstoff mitlernen mußte, wie die in einer Classe erlangte Übung in der Materie für dieselbe Classe verwerten konnte und nach dem vierten Jahrgang dem Lehramt vor der Hand entsagte, um Theologie zu studieren, was vier Jahre dauerte. Die Geweihten wurden darauf zu ihren Aufgaben beordert und mancher wurde wieder zum Gymnasiallehrer bestimmt, nicht aber nach freier Wahl (S. 75), auch nicht für immer, sondern oft wurde ein solcher plötzlich zu andern Dingen berufen, um vielleicht nach mehrjähriger Unterbrechung von neuem in die Schule geschickt zu werden. Welche Erfolge konnten solche Lehrer an der Hand der schlechtesten Lehrbücher, an höchstens 180 Schultagen im Jahre, von denen vielleicht die Hälfte wieder mit Repetitionen, Concertationen, Privatdeclamationen, Vorbereitungen zu Comödien verloren gingen, leisten? Zumal da der Grundsatz des jetzigen Generals immer galt: Die Gymnasien sollen bleiben, was sie ihrer Natur nach sind, nämlich eine Gymnastik des Geistes, die nicht sowol in der materiellen als in der formellen Bildung besteht. Diese formelle Bildung eignete man sich aber nicht aus lateinischen Classikern an, sondern aus den „nicht minder wertvollen Neu-Lateinern,“ die ja „ebenso zierlich wie die Classiker geschrieben haben.“ Die formelle Bildung bestand nicht in jener humanen Bildung, welche den Wert der classischen Lectüre ausmacht, sondern, wie die ratio sagt, in der Kunst und im Stile. Die Auszüge aus alten und neuen lateinischen Schriften dienten nur als Exempel für den Stil! Wie es um den pädagogischen Tact der Jesuiten stand, welche Leistungen nach Stand und Vermögen der Schüler beurtheilten und darnach auch die Strafen und Belohnungen einrichteten, ist am besten im Kelle S. 218 selbst nachzulesen.

Ueber einen Punkt hatte Kelle in seinem Buche geschwiegen, über das Leben in den Jesuitenklöstern, in welchem die Jugend ihre Erziehung erhielt. Die „Beleuchtung“ forderte aber auch da zu weiteren Enthüllungen heraus und Kelle zeigt den Herren das Bild ihrer Vorgänger, wie es sich — nicht in irgend welchen Berichten aus dem Publicum, nein, in den Briefen der Generale und Provinziale spiegelt. S. 91 ff. Eine beispiellose Verweltlichung, Ueppigkeit in Kleidung, Essen und Trinken beklagen die Vorgesetzten, anstoßerregende Vergnügungen außer dem Hause, empörende Lustbarkeiten innerhalb der Stuben, Arbeitsscheu, Intriguen nach Außen und nach Innen — Dinge, die wie bekannt Clemens XIV. zu den Worten im Aufhebungs-breve drängten, „daß die Jesuiten jene reichen Früchte, wegen welcher sie gestiftet, nicht mehr hervorbringen konnten.“

Kelle's Bücher über die Jesuiten wären weiteren Kreisen, nicht bloß den Historikern vom Fach zu empfehlen. Vor allem ein eingehendes Studium jenen Coterien, welche die Bildung ihrer Kinder noch immer dem Jesuitenorden anzuvertrauen geneigt und gewohnt sind. So wären die Bücher nicht bloß von theoretischem, sondern auch praktischem Wert, nicht bloß eine wissenschaftliche Arbeit, sondern eine verdienstvolle That. L.

B. F. Klun: Statistik von Oesterreich-Ungarn. Wien 1876.

Von diesem Buche, dessen Titel bereits eine grammatische Unrichtigkeit enthält, läßt sich wenig Günstiges sagen. Zunächst müssen wir den Vorwurf erheben, daß der Verfasser sich über das Wesen und die Aufgabe der Statistik nicht klar geworden ist, und daß der Verfasser auf dem längst veralteten Standpunkte Achenwall's steht, dem die Statistik bloße Beschreibung ist. Das Werk zerfällt in einen allgemeinen Theil, der die sogenannte Grundmacht, den Staatsorganismus und die Kultur behandelt; dann in einen besondern Theil, der ethnografische und geografische Skizzen der einzelnen Kronländer enthält. Diese flüchtig hingeworfenen Kulturbilder gehören in ein Werk über Statistik nicht, und auch der Verfasser, der bemerkt, daß er bei diesen Kulturbildern den „unhympathischen Apparat“ der Zahlen vermieden hat, deutet durch diese Bemerkung an, daß er einen fremdartigen Stoff in sein Werk über Statistik verwebt hat, ja man könnte aus dieser Bemerkung fast folgern, daß dem Verfasser die Statistik überhaupt unhympathisch ist, da sich dieselbe doch wesentlich mit den in exakten Ziffern faßbaren Thatsachen beschäftigen muß, und daß er für feuilletonartige Natur- und Reisebilder mehr Verus fühlt. Aber auch der erste, statistische Theil fordert die Kritik vielfach heraus. Die Daten der Bevölkerungsstatistik sind wenig ergiebig; die Verfassungsgesetze, die unter dem Titel „Staatsorganismus“ mitgetheilt werden, gehören nicht in ein System der Statistik; die Darstellung der Staatsverwaltung ist zu allgemein gehalten; auch die Darstellung der materiellen und der geistigen Kultur ist nicht erschöpfend, so daß sich dieses Werk in keiner Richtung den Werken über österreichische Statistik von Haiu und Schmitt der mathematischen Schule an die Seite zu stellen vermag.

Dr. J. U.

Dr. H. Wesendonck: Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer nebst Einleitung über Gang und Stand derselben vor diesen. Leipzig, 1876.

In den meisten Literaturgeschichten lesen wir, daß unsere jetzt zu so hoher Blüthe gelangte Geschichtschreibung ihre Entstehung erst dem Auftreten eines Niebuhr und Leopold von Ranke verdanke, eine Annahme, die aber nicht vollständig richtig ist. Denn schon vor Ranke und Niebuhr wirkten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Göttinger Universität zwei Männer, nämlich die Professoren Gatterer und Schlözer, deren Forschungen und Studien man eigentlich erst die Erhebung der Geschichte zu einer selbstständigen Wissenschaft verdankt und deren Methode der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung noch heute zum größten Theile giltig ist.

Diese Stellung und Bedeutung Gatterer's und Schlözer's in der Geschichtswissenschaft nachzuweisen und gebührend hervorzuheben, ist die Aufgabe des oben genannten Buches von Wesendonck, welches von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig mit einem Preise ausgezeichnet worden ist. Als Einleitung schildert uns der Verfasser den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung vor Gatterer und Schlözer. Er führt uns darin näher aus, wie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und das Auftreten der Humanisten und Reformatoren auch die Geschichtschreibung anfangs gefördert wurde, wie aber später die confessionelle Engherzigkeit und Verkegerrungssucht beider Religionspartheien dem weiteren Anschwunge der Geschichtschreibung in hohem Grade hinderlich waren. Die Geschichte blieb in Deutschland auch noch bis ins 18. Jahrhundert, so wie im Mittelalter, die dienende Magd der Theologie und Philosophie. Sebastian Frank, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch seine „deutsche Geschichtschreibung“ sich so viel Ruhm erworben hat, fand keine Fortsetzer. Die deutsche Geschichtschreibung mußte der lateinischen wieder den Platz räumen.

Unter den Geschichtschreibern, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Geschichtswerke in lateinischer Sprache verfaßten, war der Hallenser Professor Cellarius der

Erste, welcher seine Weltgeschichte nicht, wie bisher üblich, nach den vier Weltmonarchieen, sondern nach Alterthum, Mittelalter und Neuzeit eintheilte. Jedoch fand diese Eintheilung unter seinen Zeitgenossen keinen Beifall. Im Anfange des 18. Jahrhunderts fieng man wieder an die Geschichte in deutscher Sprache zu schreiben, zergliederete aber dieselbe in ein Frage- und Antwortspiel und verwertete sie zu einer Beispielsammlung für die Moral. Neben einer solchen unwürdigen Behandlung der Geschichte verhinderte auch die damals herrschende Censur jeden Aufschwung derselben. Erst durch das Auftreten Gatterer's und Schlözer's an der im Jahre 1734 gestifteten Göttinger Universität, nachdem schon durch die Werke Gundling's und Ludwig's in Halle und durch Maskow die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichtsschreibung in bessere Bahnen eingelenkt worden war, erhielt die Geschichtsschreibung besonders in Bezug auf die Behandlung der Universalgeschichte eine ganz neue Richtung. An der Göttinger Universität wurden die historischen Studien durch eine reichhaltige Universitätsbibliothek, die im vorigen Jahrhundert die größte in ganz Deutschland war, und auch dadurch in hohem Grade gefördert, daß die Professoren an derselben vollständige Censurfreiheit genossen. Nach dieser Einleitung bespricht uns Dr. Wesendonck im ersten Abschnitte das Leben Gatterer's und Schlözer's und würdigt im Allgemeinen ihre Leistungen als Historiker.

Gatterer, 1727 im Nürnbergischen geboren, hat sich aus den ärmlichsten Verhältnissen durch seinen eigenen Fleiß zum Gelehrten emporgeschwungen. Er besuchte die Schulen in Nürnberg und die Hochschule in Altdorf. Im Jahre 1752 wurde er Lehrer am Gymnasium in Nürnberg und schrieb dort die Geschichte des berühmten Patriziergegeschlechtes der Holzschuher. Im Jahre 1756 wurde er an die Hochschule nach Göttingen berufen und wirkte dort bis zu seinem Tode, der am 5. April 1799 erfolgte.

In Göttingen hatte nun Gatterer Gelegenheit umfassende Studien zu machen, die seinen engen Gesichtskreis, den er, so wie seine Zeitgenossen von der Geschichtswissenschaft hatten, bedeutend erweiterten. Während man sich nun damals bei der Behandlung der Geschichte in Detailmalerei verlor, richtete er seinen Blick mehr auf das Allgemeine (Seite 63) und gelangte dadurch zu einer ganz verschiedenen Art und Weise der Auffassung und Behandlung der Geschichte. Er ist der Begründer der synchronistischen Methode und bezog bei seiner Behandlung der Universalgeschichte zum ersten Male auch die Kulturgeschichte in ihrem ganzen Umfange mit hinein. Seine Weltgeschichte reicht in ausführlicher Weise blos bis zum Jahre 500 nach Christus. Von derselben erschienen aber nacheinander sieben verschiedene Auflagen, von denen eine jede eine veränderte und verbesserte Gestalt an sich trägt. Seine Vorstudien zu seinen historischen Werken waren sehr gründlicher Natur. Er beschäftigte sich auch mit Vorliebe mit den historischen Hilfswissenschaften, denen er zum ersten Male eine wissenschaftlich abgerundete Gestalt zu geben versuchte. Gatterer war sonst ein stiller Stubengelehrter, der sich um das öffentliche Leben gar nicht bekümmerte. Gerade das Gegentheil in dieser Beziehung war Schlözer, welcher am 5. Juli 1735 zu Jagdstadt im Hohenlohischen Gebiete geboren wurde. Er machte seine Universitätsstudien in Wittenberg und Göttingen und hörte an diesen Universitäten alle Disciplinen, die dort gelehrt wurden. Durch seine reichen Sprachkenntnisse, seinen längeren Aufenthalt in Schweden und Rußland, dessen Geschichte er gründlich studierte, erweiterte er seinen Gesichtskreis und eignete sich dadurch wie nicht leicht ein zweiter zum Universalhistoriker. Dabei nahm er auch einen regen Antheil am öffentlichen Leben. In Petersburg wurde er zu Folge seiner Verdienste um die russische Historiographie Professor an der dortigen kaiserlichen Academie, nahm aber im Jahre 1769 einen Ruf an die Göttinger Universität an, woselbst er Geschichte, Statistik und Politik lehren mußte. Dort verblieb er bis zu seinem im Jahre 1809 erfolgten Tode und unterbrach seinen vierzigjährigen Aufenthalt nur zweimal durch Reisen nach Italien und Frankreich. Ebenso wie Gatterer richtete auch Schlözer bei der Behandlung der Geschichte mehr seinen Blick auf das Allgemeine, brachte bei der Behandlung

derselben die synchronistisch-ethnographische Methode zur Geltung und betonte besonders die Wichtigkeit der Sprachwissenschaft für die Geschichte

Als Universitätslehrer, wie Wesendonck im nächsten Abschnitte näher ausführt, hat Gatterer durch die Errichtung eines historischen Seminars, durch seine historischen Zeitschriften und durch seine Vorlesungen über Geographie und die historischen Hilfswissenschaften eine fruchtbringende Wirksamkeit entfaltet. Schlözer hat mehr durch seine geistreichen Vorlesungen und durch die kritische und vergleichende Methode seiner Geschichtsbehandlung anregend gewirkt. Schlözer wollte nicht blos Historiker, sondern auch tüchtige Staatsmänner heranbilden. Seine Vorlesungen über allgemeine Politik und seine s. g. Reise- und Zeitungscollegien, in welchen die politischen Verhältnisse der damaligen Gegenwart auf das freimüthigste besprochen wurden, waren auch die besuchtesten. Männer wie Johannes von Müller und der Begründer der *Monumenta Germaniae*, Freiherr von Stein, gehörten zu den Zuhörern Schlözer's.

Die zweite Abtheilung ist nur den Zeitschriften Gatterer's und Schlözer's gewidmet. In diesen Zeitschriften, die für die Pflege der Geschichtswissenschaften von größter Wichtigkeit waren, nahm Gatterer mehr den streng wissenschaftlichen, Schlözer mehr den politischen Standpunkt ein. In denen Gatterer's finden sich nicht nur selbstständige Abhandlungen über einzelne Fragen aus der Geschichte, sondern auch ausführliche Kritiken über alle hervorragenden Geschichtswerke des In- und Auslandes, die damals erschienen sind. So hat Gatterer u. a. darin zum ersten Male darauf hingewiesen, daß man bei der Bearbeitung der deutschen Reichsgeschichte „auf die Verhandlungen des Reichstages als des centralbeschließenden Organes zurückgehen müsse,“ ein Gedanke, den Ranke späterhin in seiner deutschen Geschichte mit vielem Erfolge verwerthet hat.

In Schlözer's Zeitschriften wird mehr die Politik und Geschichte seiner Zeit behandelt und dieselben übten auf die damalige gebildete Welt einen hervorragenden Einfluß aus. Schlözer hat aber auch an anderen Zeitschriften mitgearbeitet und war überhaupt als Kritiker sehr gefürchtet. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Zeus des historischen Himmels. Nachdem der Verfasser uns noch Schlözer's Bedeutung als Politiker geschildert hat, geht er in der dritten Abtheilung dazu über, die historischen Werke dieser beiden Männer ausführlich zu besprechen und dadurch seine schon im ersten Theile aufgestellten Behauptungen über die Bedeutung derselben näher zu begründen. Er schickt derselben eine sehr interessante Abhandlung über die heutigen Arten der Geschichtsschreibung und zwar über die vom s. g. objectiven, vom objectiv-subjectiven und vom culturgeschichtlichen Standpunkte voraus, und beweist uns darin, daß die Objectivität für den Geschichtsforscher eine unabweisbare Nothwendigkeit, dagegen aber für den Geschichtsschreiber eine Unmöglichkeit sei. Gatterer und Schlözer sind nun die Begründer der objectiv-subjectiven Geschichtsschreibung. Natürlich ist der Hauptzweck Beider auf Grund eingehender Quellenstudien die historische Wahrheit festzustellen. Nur daß Gatterer mehr vermittelnd und schüchtern seine Ansichten darlegt, während Schlözer kühn und diktatorisch auftritt. Dr. Wesendonck erörtert nun in eingehender Weise die Geschichtsdarstellung, die historische Composition und die kritische Thätigkeit dieser beiden Männer. Zum Schluß mustert er die einzelnen hervorragenden Werke derselben, von denen besonders die Schlözer's über nordische und russische Geschichte heute noch dankbar benützt werden, wie denn überhaupt Schlözer durch seine kritische Ausgabe des Nestor, des ältesten russischen Annalisten, erst den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der russischen Geschichte gelegt hat, und schildert auch ihre Verdienste um die historischen Hilfswissenschaften. Doch wird man Gatterer's Diplomatie nicht als ein heute noch ganz brauchbares Buch hinstellen dürfen. Als Anhang gibt der Verfasser einige meist die historische Kritik betreffende Aussprüche Schlözer's.

In den gegenwärtigen Zeilen konnte natürlich nur in sehr dürftigen Umrissen der reiche Inhalt dieses Buches, in welchem zum ersten Male der Beweis geliefert wurde, „daß die Art und Weise der neueren deutschen Geschichtsschreibung der Hauptsache nach von Gatterer und Schlözer ausgegangen und von der dankbaren Nachwelt auf sie zurückzuführen sei,“ angeben-

tet werden. Es kann aber allen Gebildeten die Lecture und allen denjenigen, welche sich zu Historikern heranbilden wollen, das gründliche Studium desselben nicht genug anempfohlen werden.

A. Mörath.

Dr. Franz von Vöher: Archivalische Zeitschrift, herausgegeben von — k. bay. geh. Rath, Reichsarchivdirector etc. 1. Band. Stuttgart, 1876.

Es war ein unter den Archivaren schon längst gehegter Wunsch, wieder ein Organ zu besitzen, durch welches sie nicht nur untereinander in Verkehr treten könnten, sondern das auch zwischen ihnen und den Staatsbeamten und Geschichtsforschern vermitteln und überhaupt Verständniß und Sinn für die Aufgabe und Bedeutung der Archive in die weiteren Kreise der Gebildeten tragen sollte. Diesem Wunsche nachzukommen, hat der Vorstand der bestgeordnetsten Staatsarchive in Deutschland, nämlich der bayerischen, der Reichsarchivdirector von Vöher in München, der auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, sich mit den hervorragendsten Fachgenossen im deutschen Reiche und in Oesterreich in Verbindung gesetzt, um eine archivalische Zeitschrift herauszugeben, deren erster Band uns nun vorliegt. In dem ersten Aufsätze desselben „Was wir bieten und bitten“ entwickelt der Herausgeber das Programm unserer Zeitschrift. Dieselbe soll 1. die Organisation, Verwaltung und Geschichte der größeren Archive in Deutschland darlegen, 2. Ueber den Inhalt der Archive Mittheilungen bringen, 3. Wissenschaftliche Abhandlungen aus dem Gebiete der Diplomatik und Paläographie veröffentlichen und 4. Zu Kritiken und Mittheilungen über die neuere archivalische Literatur des In- und Auslandes dienen. Entsprechend diesem Programme enthält dieselbe eine Reihe von Aufsätzen, unter denen wol die Vöher's „Vom Beruf unserer Archive in der Gegenwart“ und „Das bayerische Archivwesen“ die besten sind und die vollste Beachtung nicht nur von Seite der Fachgenossen, sondern vor Allem auch der Ministerialbeamten Deutschlands und Oesterreichs, in deren Ressort das Archivwesen gehört, verdienen. In dem ersteren Aufsätze wird nach einem kurzen aber trefflichen historischen Rückblicke geschildert, wie die Archive eingerichtet und ergänzt werden und welche Stellung sie einnehmen sollen, damit sie ihrer Aufgabe nach allen Richtungen hin gerecht werden können. Die Archive sollen nämlich, nach Vöher's Ansicht, die alle practischen Fachgenossen theilen werden, nicht bloß wissenschaftliche Institute sein, sondern sollen „vorzugsweise wieder auf das tägliche Brod des Staates und seiner Bürger gerichtet werden. Mit andern Worten, sie sollen wieder hauptsächlich für Staat und Recht und daneben für die Geschichtsforschung arbeiten.“ (S. 31.) In dem andern Aufsätze wird nun die Organisation der bayerischen Staatsarchive dargelegt, welche, obwohl sie auch noch manches zu wünschen übrig läßt, doch unter allen Staatsarchiven Deutschlands sich dem Ideale, das Vöher in Bezug auf das Archivwesen aufgestellt hat, am meisten nähert. In neuester Zeit streben wol auch, wie Referent aus eigener Erfahrung bestätigen kann, die preussischen Staatsarchive unter Sybel's Leitung darnach, den bayerischen mindestens ebenbürtig zu werden!

Diesen Aufsätzen Vöher's folgt nun ein Artikel von Zahn's, des Begründers und Directors des sibirischen Landesarchivs, über die neueste Organisation der Staatsarchive in Italien, eine Organisation, die sich mancher althistorische Staat zum Muster nehmen sollte. Denjenigen Archivverwaltungen, die so glücklich sind, neue Gebäude für ihre Archive errichten lassen zu können, sei aber der Artikel des Weimarer Archivrathes Dr. Burkhardt „Ueber Archiv-Neubau und -Einrichtungen“ aufs Angelegentlichste empfohlen. Ein weiterer Aufsatz bringt uns eine kurze systematische Uebersicht des Inhalts der bayerischen Landesarchive und zwar zunächst der Kreisarchive zu Amberg, Bamberg, Landshut und München — die nächsten Bände dieser Zeitschrift sollen die Fortsetzung derselben bringen —, für welche alle Geschichtsforscher, die sich an die bayerischen Staatsarchive wenden müssen, dem Reichsarchivdirector von Vöher zu großem Danke verpflichtet sind. Möchten nur recht bald auch andere deutsche Archive solche Uebersichten in un-

serer Zeitschrift veröffentlichen, die österreichischen hinter ihnen nicht zurückbleiben! Wie sehr es im Interesse der Geschichtsforschung wünschenswerth ist, daß auch die kleineren Stadt- und Gemeinearchive von sachkundigen Archivbeamten besucht und durchforscht werden, zeigt uns der Aufsatz des Münchner Reichsarchivassessors Dr. Heigel „Aus städtischen Archiven Altbayerns.“ Referent könnte in dieser Hinsicht auch in Bezug auf zwei Gemeinearchive des Frankenlandes drastische Beispiele beibringen!

Die Aufsätze aus dem Gebiete der Paläographie und Diplomatik werden in würdiger Weise durch die Arbeit Prof. Dr. Kockinger's „Ueber Schreibstoffe in Bayern,“ welche Arbeit eine werthvolle Ergänzung zu dem Buche Wattenbach's über das Schriftwesen im Mittelalter bildet, und durch eine Abhandlung des k. k. Fürstenberg'schen Archivrathes Kiezler über „eine ächte Urkunde Kaiser Karl des Dicken und eine theilweise ächte Kaiser Arnulfs“ eröffnet. Von besonderem Interesse dürfte für die deutschen Archivbeamten auch der Aufsatz des verdienstvollen Directors des elsässischen Bezirksarchives in Straßburg Dr. L. Spach sein, der den Titel führt „Fragmentarische Erinnerungen eines alten Archivars“ und uns einen gründlichen Einblick in die Schattenseiten des sonst so viel gerühmten französischen Archivwesens gewährt, die wo hauptsächlich daher rühren, daß, wie Löher (Seite 60) ganz richtig bemerkt, „in den französischen Archiven Alles und Jedes in eine von Paris her vorgeschriebene Schablone eingepreßt wird, was für jeden wirklichen Archivar etwas Gräuliches haben muß.“ Ein Literaturbericht und einige kleinere archivalische Mittheilungen schließen diesen Band. Mögen die weiteren Bände dieser Zeitschrift sich eines ebenso gediegenen und der deutschen Wissenschaft würdigen Inhalts rühmen können!

A. M ö r a t h.

J. Gertler: Bunte Bilder aus der Schul- und Lehrwelt. Ernst und Humor. Warningsdorf, 1877.

Herr Gertler setzt in der Vorrede kurz auseinander, wie es komme, daß er die ernste Lehrermiene in ein gemüthvoll humoristisches Jean Paul-Gesicht verwandle, und entschuldigt sich in bescheidener Weise, auch einmal lächeln zu wollen. Gewiß bietet die Schulwelt eine Fülle heiterer Contraste. Der Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Anstreben und Erfolg, der Gegensatz zwischen Altem und Neuem, Reformdrang und Conservatismus bietet heitere Verkehrtheiten genug, welche der Komik von jeher zahlreiche Ansatzpunkte geboten haben, die Witz und Fabel sterben einmal nicht aus und der Schulwitz hat gerade dadurch, daß er die Dummheit dort findet, wo man Wissen und Geist erwartet, seine besondere Pointen. Der Verfasser bewegt sich nur meist in der Form des Wortwitzes, weniger des Sachwitzes; erstere ist seiner ganzen Natur nach matter und gezwungen, wenn er auch durch eine gewisse Geistreichigkeit imponiert. Nur darf er eben nicht zu Tode gehegt werden, sonst stellt er das traurige Bild einer Hezjagd dar. Der alte Abraham a Seta. Clara scheint das entschiedene Vorbild des Verfassers gewesen zu sein, nur besitzt er nicht dessen Deibheit aber auch nicht dessen sprühendes Feuer. Immerhin aber steht ihm eine reiche Witz-Ader zu Gebote und dem Schulleben hat er in jedes Fältchen geguckt. Der Gedankenkreis ist ein engbegrenzter, es ist die Volksschule, die der Verfasser mit behaglichem Humor ins Auge faßt, selten daß er in höhere Regionen sich erhebt. In den Epigrammen läuft manches Mathe, fast Triviale unter. So z. B. 39, 42, 43. Das Epigramm verlangt vor allem eine scharfe klare Pointe. Sollen Nr. 55 Hexameter sein? Die Form handhabt der Verfasser sicherlich nicht in dem Grade, daß er berechtigt ist, seinen Gedanken rhythmischen Ausdruck zu geben. Vrgl. auch Nr. 71. Nr. 72 ist unbedingt zu streichen. Die Ausstattung des Bitchleins ist sauber. Den Volksschullehrern mag es sehr empfohlen sein, da mancher wertvoller Gedanke und guter Rat in frischer Form darin vorkommen. r.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.